

Wiener Stadt-Bibliothek.

T 8932/ A

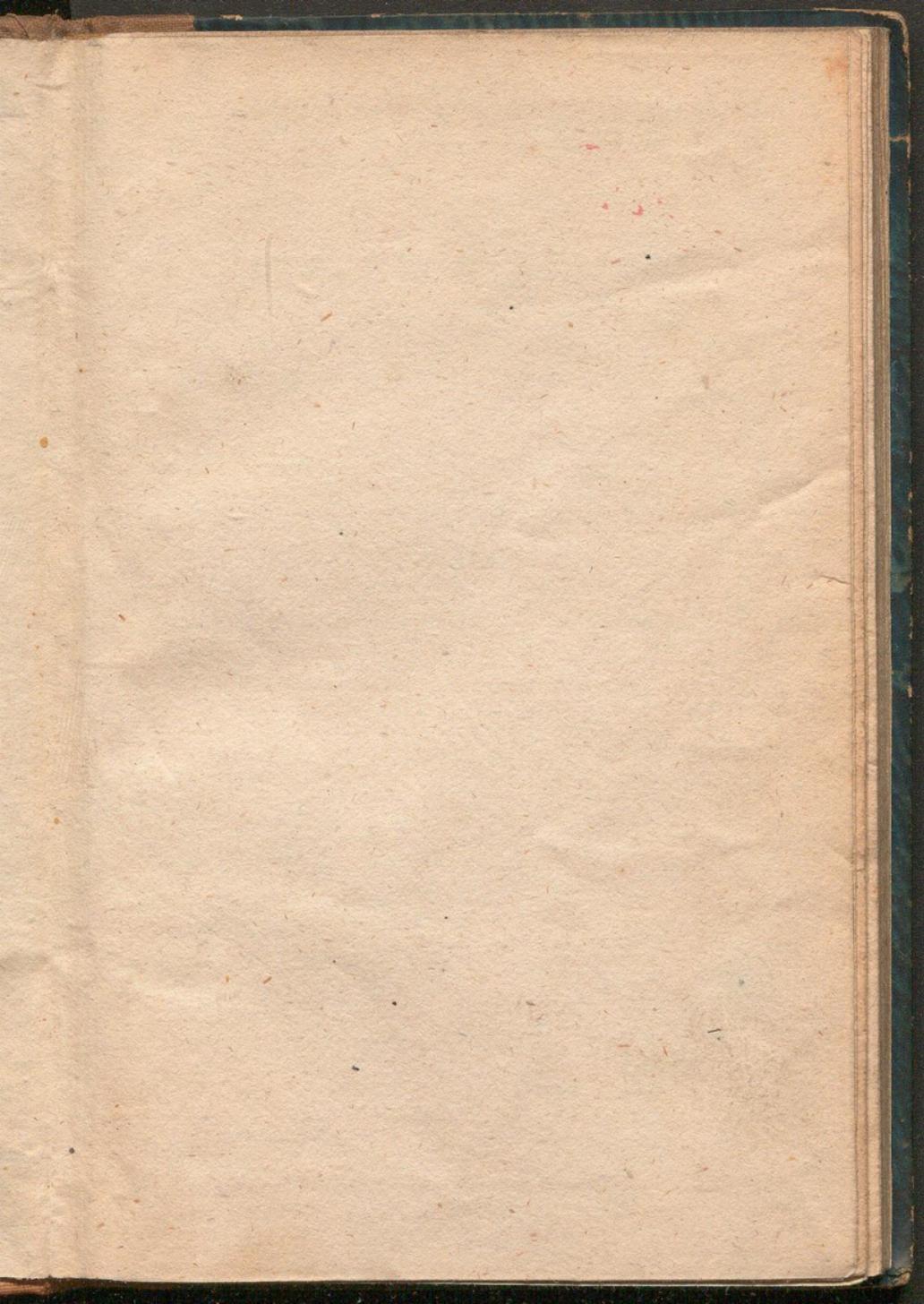
92.

~~62~~

~~100~~

268

271





August 1865

Dear Mother

I received your letter

of the 10th and was glad to hear from you

and to hear that you were all well

I am well at present

I have not much news to write at present  
I am still in the hospital and am getting  
on a little better but I am not yet  
able to go out much

Yours affectionately

John

# Jugendchriften

von

Christoph Schmid,

Domcapitular

des Bisthums Augsburg im Königreiche Bayern.

In zwanzig Bändchen,

jedes mit einem Kupfer.

---

Dritte vermehrte, mit zwanzig Kupfern gezierte, gut  
lesbaren Lettern im größeren Formate gedruckte, durch  
Correctheit und Eleganz ausgezeichnete, allerwohlfeilste  
Wiener Ausgabe.

---

Fünftes Bändchen.

Enthaltend:

Der Canarienvogel. — Das Johanniskäferchen. —  
Die Wald-Capelle.

---

W i e n.

Anton Mausberger's Druck und Verlag.





A. Schröder del.

Das ist höchst wunderbar!

# Erzählungen

für

Kinder und Kinderfreunde.

---

Von

Christoph Schmid.

---

Der Canarienvogel.  
Das Johanniskäferchen.  
Die Wald-Capelle.

---

*Mit einem Kupfer.*

Dritte Auflage.



W i e n.

Anton Mausberger's Druck und Verlag.



---

## Der Canarienvogel.

---

Zu jenen unglücklichen Zeiten Frankreichs, da der alte Königsthron umgestürzt, und eine Menge adeliger Familien in das tiefste Elend versetzt wurden, lebte jenseits des Rheins die Familie von Erlau. Herr von Erlau war ein sehr edler, vortrefflicher Mann, seine Gemahlinn eine sehr gute, liebenswürdige Frau, und ihre beyden Kinder, Carl und Lina, waren die treuen Ebenbilder der Aeltern. Sobald jene furchtbaren Unruhen, die ganz Europa so viel Blut und so viele Thränen kosteten, ausgebrochen waren, zog Herr von Erlau sich aus der Hauptstadt auf sein entlegenstes Landgut, zwischen dem Rheine und dem vogesischen Gebirge, zurück. Hier auf seinem Schlosse, das nebst dem dazu gehörenden Dörfchen von Felsen, Weinbergen, Kornfeldern, und ganzen Wäldchen fruchtbarer Bäume umgeben war, lebte er, entfernt von Weltbändeln, mit den Seinigen in der tiefsten Stille. Seine Unterthanen, die ihn als ihren größten Wohlthäter ehrten, und ihn sonst nur einige Wochen im Jahre zu sehen bekamen, freuten sich sehr, ihn jetzt beständig in ihrer Mitte zu haben. Er that ihnen unbeschreiblich viel Gutes. Die Gegend umher glich einem Garten; der edle Mann machte sie aber zu einem Paradiese.

Der vortreffliche Vater schätzte sich glücklich, daß er hier Zeit fand, der Lehrer seiner Kinder zu werden.

Die seligsten Stunden waren ihm jene, in denen er sie in der Religion unterrichtete. Er war fest überzeugt, daß allein die Religion den Menschen wahrhaft bilden, ihm einen wahren Werth geben, ihn beglücken, und in Noth und Tod trösten könne. Die edle Mutter, die von den nähmlichen Gesinnungen durchdrungen war, wohnte diesen Unterrichtsstunden immer bey, und sprach aus ihrem gefühlvollen, frommen Mutterherzen auch hie und da ein treffendes Wort dazu. Mit besonderer Rührung redete der Vater, jezt zur Zeit der Gefahr, von Gottes heiliger Vorsehung und dem Vertrauen auf Gott. Die Mutter vergoß, wenn sie ihre Kinder, die in dieser zerrütteten Welt durchkommen sollten, so anblickte, und wenn dann der Gedanke an jene allwaltende Liebe dort oben ihr Herz ergriff, Thränen der Wehmuth und der Freude, und ihre Worte waren Geist und Leben. Was so aus dem Herzen kam, drang auch zu Herzen. Die guten Kinder hörten voll Aufmerksamkeit und voll Andacht zu, und gar oft glänzten auch ihnen die hellen Thränen in den Augen. Aeltern und Kinder waren, trotz der Gefahren, die ihnen rings umher drohten, heiter und getrostes Muthes.

Außer dem allerwichtigsten Gegenstande, der Religion, unterrichtete der Vater die Kinder in allen übrigen nothwendigen und nützlichen Kenntnissen; ja er unterließ auch nicht, ihnen dasjenige beyzubringen, was zur Zierde gehört, und das menschliche Leben angenehmer macht. Er spielte unter andern sehr vortreflich Clavier, und sang so überaus lieblich, daß er nicht leicht von Jemand, als von seiner Gemahlinn, übertroffen wurde. Er unterrichtete daher den kleinen Carl im Clavierspielen, und die sanfte Lina im Singen.

An einem trüben, schauerlichen Abende gegen

Ende des Winters saßen einmahl Vater und Mutter, Carl und Lina, in dem warmen, hellerleuchteten Zimmer an dem prächtigen Flügel beysammen; denn Musik und Gesang waren zu dieser Jahreszeit ihre gewöhnliche Abendunterhaltung. Der Vater hatte ein kleines Liedchen eigens für die zwey Kinder verfaßt, eine leichte, gefällige Melodie dazu gesetzt, und die Clavierbegleitung so eingerichtet, daß der Knabe mit seinen kleinen Fingerchen damit zurecht kommen konnte. Die Mutter wußte davon noch nichts; die Kinder wollten ihr mit dem Liedchen eine unvermuthete Freude machen. Nachdem nun die Mutter mit ihrer unvergleichlichen Stimme einige geistreiche Arien, die der Vater mit lieblichen Saitentönen begleitete, gesungen hatte, sprach er: »Nun, Carl und Lina, laßt Ihr Eure kleinen Künste hören!« Carl setzte sich an den Flügel und spielte, und Lina sang mit ihrem zarten Stimmchen, etwas schwächtern, aber ungemein lieblich das

L i e d.

Ich habe Muth  
In aller Noth;  
Denn gut, o gut  
Ist unser Gott!

Die Blitze droh'n,  
Der Donner kracht!  
Gott winkt — entfloh'n  
Ist ihre Macht.

Und so erbricht,  
Der Bau der Welt —  
Ich zitt're nicht,  
Da Gott mich hält.

Wer auf ihn schaut  
Mit stetem Blick,

Auf Felsen baut  
Der all sein Glück.

Unendlich gut  
Und treu ist Gott,  
D'rum hab' ich Muth:  
In jeder Noth.

Die Mutter war über dieses erste Lied ihrer geliebten Kinder entzückt. Kein Concert an dem königlichen Hofe hatte ihr je so viel Vergnügen gemacht. Sie umarmte ihre Kinder unter Thränen. »Ja,« sprach sie, »Gott, der Euch bisher schützte, wird ferner Euer mächtiger Beschützer seyn.«

Da wurde plötzlich die Thüre des Zimmers aufgerissen, da drangen bewaffnete Nationalgarden in ihren Uniformen mit Ungestüm in das Zimmer; da zeigte der Anführer den Verhaftsbefehl vor, da wurde der edle Vater ergriffen, ohne Widerrede und auf der Stelle sollte er in das Gefängniß der Stadt abgeführt werden. Er sey als ein königlichgesinnter, und als ein Feind der Freyheit angeklagt worden, war der Grund, den der Befehl angab. Die Mutter warf sich dem rauhen Manne zu Füßen, der mit schwarzen funkelnden Augen, wild in die Stirne hingehängenden schwarzen Haaren, und einem fürchterlichen Backenbarte trotzig vor ihr stand. Sie rang die Hände; heiße Thränen rannen über ihre von Schrecken bleichen Wangen. Auch die beyden Kleinen erhoben bittend und flehend ihre zarten Händchen, den Vater nicht mit fortzunehmen. Eine Thräne schlug die andere, und sie konnten vor Schluchzen bald kein Wort mehr vorbringen. Alles war vergebens. Nicht einmahl das wurde bewilligt, noch bis an den Morgen, ja nur noch eine Stunde zu warten, um einige Nothwendigkeiten für den traurigen Aufenthalt im Gefängnisse zusammen zu packen. Es blieb dabey. Auf

der Stelle mußte er fort, und da die Mutter ihr weinend und lautjammernd umschlang, und die Kinder sich um seine Kniee klammerten, so wurde er ihnen mit Gewalt entrisßen und abgeführt.

Der Jammer der Mutter und der Kinder war unbeschreiblich. Sie wurden in dem Zimmer bewacht, um in dem Dorfe, wo Herr von Erlau sehr geliebt wurde, weiteres Aufsehen zu verhüten. Der Mutter waren vor Schrecken die Kniee gebrochen. Weinend, mit gerungenen Händen, und die nassen Augen zum Himmel gerichtet, saß sie in einem Sessel; ihre Kinder drängten sich schluchzend und jammernd zu ihr. Indeß faßte sich die edle, fromme Mutter bald wieder. »Laßt uns, meine liebsten Kinder,« sprach sie, »das Vertrauen auf Gott nicht so schnell aufgeben! Dieses große Leiden ließ Gott über uns kommen. Er wird uns Gnade geben, es zu tragen. Er wird es zu unserm Besten lenken, und es dereinst in Freude verwandeln. Laßt uns denn getrost und vertrauensvoll sagen: Herr! Dein Wille geschehe!«

Die unglückliche Frau versuchte alles, ihren geliebten Mann zu retten. Sie eilte, sobald die Wache abgezogen war, in die Stadt. Sie ging zu den Richtern, sie betheuerte die Unschuld ihres Gemahls, sie berief sich auf das Zeugniß der ganzen Nachbarschaft, wie still, wie zurück gezogen er gelebt, wie er an Welthändeln nicht den geringsten Antheil genommen, nicht einmahl darüber mit Jemand gesprochen habe. Sie warf sich den Richtern zu Füßen. Allein es war nicht anders, als redete sie zu steinernen Bildsäulen. Keiner wurde zum Mitleid bewegt. Sie erhielt nicht einmahl die Erlaubniß, ihren Gemahl im Gefängnisse zu besuchen. Sie mußte sogar hören, in wenigen Tagen werde er eines blutigen Todes sterben.

Als sie nach drey Tagen auf ihr Landgut zurück

Kam, war das Schloß von Soldaten besetzt. Man hatte ihr Vermögen in Beschlag genommen, das Schloß geplündert, und zu einer Caserne eingerichtet. Sie wurde nicht mehr eingelassen, und ging traurig weiter. Sie jammerte und weinte um ihre Kinder; denn Niemand wußte ihr zu sagen, wo sie wären. Alle ihre Leute waren zerstreut. Es war bereits spät am Abend. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden, wo sie übernachten sollte.

Da begegnete ihr in der Dämmerung Richard, ihr alter, treuer Diener, und sprach zu ihr: »Liebe, gute, gnädige Frau! Sie stehen jeden Augenblick in Gefahr, verhaftet zu werden. Sie haben sich im Eifer einige Worte von himmelschreyender Ungerechtigkeit und Grausamkeit, von Unterdrückung unter dem Scheine der Freyheit entfallen lassen. Uebelgesinnte haben diese Worte aufgefangen, und sie gehörigen Orts hinterbracht. Es ist für sie kein anderes Rettungsmittel mehr, als schleunige Flucht. Sie zu verbergen, ist mit zu vielen Gefahren verbunden. Ihren Gemahl können Sie nicht retten; Ihr Dableiben würde nur dazu dienen, Sie selbst zu verderben. Ihre Kinder sind in meinem Hause. Kommen Sie mit dahin! Mein Bruder, der alte Fischer am Rheine, ist schon berichtet. Ich begleite Sie noch diese Nacht zu ihm, und er bringt sie dann sicher über den Rhein. So retten Sie wenigstens Ihr Leben.«

Sie kam in das Haus des guten Richard's, das unten im Dorfe war. Allein ein neuer Jammer wartete hier auf sie. Lina war an eben dem Tage, da sich die Mutter in die Stadt begab, vor Schrecken und Jammer krank geworden. Die Krankheit hatte diesen Abend sehr zugenommen. Das arme Fräulein lag in einem heftigen Fieber. Sie war nicht bey Sinnen, und kannte ihre Mutter nicht einmahl. Die Mutter wollte nun durchaus bleiben, und ihr

liebes krankes Kind selbst verpflegen. Der Arzt, der eben zugegen war, widerrieth ihr das sehr ernstlich. »Die Kranke,« sagte er, »wird es nicht lange mehr treiben, sie wird nicht mehr zu sich selbst kommen, sie ist schon als todt zu betrachten. Die Gegenwart der gnädigen Frau kann dem guten Kinde zu nichts dienen. Es ist Pflicht, auf ihre eigene Rettung zu denken.«

Die tiefbetrübte Mutter stand todtensbleich und mit rothgeweinten Augen an dem Krankenbette, und konnte sich nicht zur Abreise entschließen. Der Arzt nahm sie unter dringendem Zureden sanft bey dem Arme, um sie hinweg zu führen. Sie that ein Paar Schritte gegen die Thüre, schauderte zusammen, wandte sich mit weit ausgebreiteten Armen wieder um, umfaßte ihre Tochter, und rief mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzens: »Nein, liebes Kind, ich kann Dich nicht verlassen. Ich achte mein Leben für nichts! Ich will mit Dir sterben.«

Der alte Richard und sein gutes Weib bathen sie mit aufgehobenen Händen, auf der Stelle abzureisen, und versprachen Beyde heilig, für das kranke Fräulein zu sorgen, als wäre es ihr eigenes Kind. »Die Nacht ist angebrochen,« sagte Richard. »Nur unter ihrem schützenden Dunkel ist es möglich zu entfliehen. Jeder Verzug bringt Gefahr, und kann nicht nur Ihnen, beste gnädige Frau, sondern auch mir und meinem Weibe das Leben kosten. Denn Jemandem über Nacht zu behalten, ohne es vorher anzuzeigen, ist bey Todesstrafe verbotnen.«

»Nun denn, Du liebe, holde Lina,« sprach jetzt die bestürzte Mutter zu ihrer Tochter, »wenn ich Dir denn in dieser Welt keinen Dienst mehr erweisen kann, wenn mein Hierbleiben zu nichts dienen würde, als diese guten, alten Leute auf das Blutgerüste zu bringen, so will ich denn in Gottes Nahmen

fort. Lebe wohl, liebster Engel, zieh' hin in die Wohnungen des Friedens, wo die Unschuld nicht mehr leidet, wo keine Thränen mehr geweint, wo liebende Herzen nicht mehr getrennt werden.«

Der kleine Carl, der neben der Mutter stand, nahm seine Schwester weinend und schluchzend bey der Hand und sagte: »Sey froh, liebe Lina, Du wirst nun ein schöner Engel im Himmel. Dort hast Du es besser, als hier auf Erden, wo wir immer so in Furcht und Aengsten leben müssen. O, wie gerne ging ich mit Dir!«

Die Mutter knieete jetzt an dem Krankenbette der geliebten Tochter nieder, und sprach, zum Himmel aufblickend: »Dir, o Gott! sey sie denn zum Opfer gebracht und Deiner Gnade und Erbarmung ganz und gar übergeben!« Sie schwieg einige Augenblicke, stand dann schnell auf, küßte Lina, nahm Carl bey der Hand, und eilte zitternd und bebend, ohne umzusehen, zur Thüre hinaus.

Frau von Erlau begab sich nun auf die Flucht. Der treue Diener hatte einige Nothwendigkeiten für die Reise zusammen gebracht. Er schritt schwer beladen voraus. Die arme Frau, mit einem Päckchen unter dem Arme, folgte ihm, und führte den geliebten Knaben, der auch ein kleines Bündlein trug, an der Hand. Kein Wort wurde gesprochen. Die Nacht war höchst unfreundlich. Es stürmte und regnete fürchterlich. »Dieser Sturm, diese Regengüsse, diese schauerliche Finsterniß,« sagte endlich der alte Mann leise, »sind lauter Wohlthaten Gottes. Sie schützen uns vor unsern Verfolgern. Bey einer lieblichen, mondhellten Nacht würden wir sicher entdeckt. So zielt das, was uns schrecklich dünkt, immer zu unserm Besten ab. So ist es mit allen Trübsalen, Stürmen und dunkeln Schicksalen des Lebens.«

Sie kamen zur Wohnung des alten Fischers.

Sie traten in die kleine, rufige Stube, die von einem düstern Dchllichte schauerlich beleuchtet war. Der ehrliche Fischer hieß die Frau und den Knaben in seiner Hütte herzlich willkommen. Bis er den Kahn mit Hilfe Richards an den Rhein brachte, setzte die Fischerinn der Frau und dem Knaben eine warme Suppe, Brot und etwas Wein vor. Zitternd vor Furcht und Frost, genossen sie etwas Weniges. Nun kamen die zwey Männer zurück. Sie führten die Frau an den Rhein. Der Mond, im letzten Viertel, war aufgegangen, blickte von Zeit zu Zeit durch zerrissene Wolken, und milderte die schreckliche Finsterniß ein wenig. Die gute Frau fühlte einen eiskalten Schauer, als sie in der ungestümen Nacht, in Sturm und Regen so an dem unermesslichen, mächtig rauschenden Flusse stand, das kleine armselige Fahrzeug, das kaum stark genug war, zwey Personen zu tragen, vor sich sah, und nun mit ihrem Kinde einsteigen und über den Fluß fahren sollte. Die Männer machten ihr Muth. Der alte Fischer stieg ein, ergriff das Ruder, und sprach mit frommer Zuversicht: »Gott wird uns hinüber helfen.«

Richard nahm jetzt Abschied. Der treue Diener hatte bey der Plünderung des Schlosses eine goldene Dose, eine goldene Uhr und ein Paar Ringe mit Edelsteinen gerettet. Diese übergab er nun der Frau von Erlau. Er legte noch etliche Goldstücke, die er in ihrem Dienste erspart hatte, bey, ohne zu sagen, daß sie von ihm seyen. Hierauf küßte er ihr unter heißen Thränen die Hand, und schloß den Knaben schluchzend in die Arme. »O, meine liebe, gnädige Frau!« sagte er, »ich alter Mann sehe Sie und den lieben Carl jetzt wohl das letzte Mahl. Ich kann nichts weiteres für Sie thun. Aber Gott wird für Sie sorgen. Er wird Sie noch fröhliche Tage erleben lassen. Einer so guten Herrschaft kann es

nicht übel gehen. Ich würde Sie begleiten. Allein vielleicht finde ich noch Mittel, unsern guten gnädigen Herrn zu retten. Ich werde alles versuchen.« — Alle weinten und schluchzten. Die Mutter empfahl ihm noch einmahl, sich ihres Gemahls und ihrer Tochter anzunehmen. Der alte Mann versprach es, und half ihr und dem kleinen Carl einsteigen.

Als das Schiffelein vom Lande stieß, fiel Richard an dem Gestade auf die Kniee, und erhob die Hände zum Himmel. »Hier will ich knieen und Gott bitten,« sagte er, »daß sie glücklich hinüber kommen. Ich will nicht mehr von meinen Knieen aufstehen, bis mir mein Bruder die frohe Bottschaft bringt, sie seien gerettet. Wollte Gott, ich könnte Ihnen von Ihrem lieben Gemahl und Ihrer geliebten Tochter noch einmahl die nähmliche frohe Nachricht bringen!«

Frau von Erlau war mit ihrem Knaben glücklich über den Rhein gekommen, und nun in Sicherheit. Allein es war für sie hier kein bleibens. Der Aufenthalt wurde den Ausgewanderten sehr erschwert, und überdies rückte der Kriegsschauplatz immer näher. Sie reiste nach der Anleitung, die ihr Richard gegeben hatte, längs dem Rhein hin, der Schweiz zu. Ihre Barschaft schmolz sehr zusammen. Der Aufenthalt in der Schweiz wurde ihr als zu kostbar geschildert. Man rieth ihr, in Schwaben ein Unterkommen zu suchen. Nach mehreren vergeblichen Hin- und Herreisen kam sie bis an die Gränzen Tyrols. Endlich erhielt sie durch die Vermittlung eines Menschenfreundes die Zusage, ein alter Tyroler wollte sie in seiner Hütte aufnehmen.

Sie machte sich mit ihrem kleinen Carl unverzüglich auf die Reise; ein Wegweiser, der zugleich das Gepäck trug, ging vor ihr her. Sie kam über hohe Berge und durch tiefe Thäler. Als sie wieder

einen Berg erstiegen hatte, erblickte sie in einer schauerlichen Tiefe ein schmales grünes Thal. Rechts im Thale unten an einem düstern, weit überhangenden Felsen lagen einige niedrige hölzerne Hütten, mit flachen, fast ebenen Dächern; aus ihrer Mitte ragte, glänzendgrau wie Atlas, das hölzerne Schindeldach nebst der Thurmspitze einer kleinen Capelle empor. Links des Thales zog sich ein schwarzer Tannenwald hin, hinter dem sich zwey Berggipfel zu den Wolken erhoben; sie waren, obwohl in den Thälern schon alles grünte und blühte, noch ganz mit Schnee bedeckt. Der Wegweiser zeigte mit dem Reifestab in die Tiefe, und sagte: »Dies ist Schwarzenfels! Hier unten wohnt der ehrliche Alte, der Sie aufnehmen will.« Frau von Erlau seufzte, und stieg den schmalen Fußsteig hinab.

Der alte Tyroler, der sie heute erwartete, ein noch blühender Greis, kam ihr mit froher, freundlicher Miene entgegen. Auf unsere Art von Höflichkeit verstand er sich nicht; Jemanden Sie oder Ihr zu nennen, war ihm ungewohnt. Indes hatte er doch ein sehr richtiges Gefühl für Wohlstandigkeit. Er prangte heute, der fremden Frau seine Achtung zu bezeigen, in seiner grauen Sonntagsjacke nebst dem scharlachrothen Brusttuche, und trug seinen schönen grünen Hut mit einer krummen Hahnenfeder auf dem Kopfe. »Grüß' Dich Gott, gnädige Frau,« sagte er; »es ist mir lieb, Dich mit Deinem Herrn Wüberl unter meinem Dache beherbergen zu können.«

Die Tyrolerin, eine freundliche Alte mit weißen Haaren und rothen Wangen, stand unter der Hausthüre. Sie war sehr reinlich gekleidet, trocknete, da sie eben aus der Küche kam, erst an der weißen Schürze die Hand ab, reichte sie dann der gnädigen Frau, und sagte: »Grüß Dich Gott, Du

liebe Frau. Das Essen ist gleich fertig; Du mußt aber mit Wenigem vorlieb nehmen; bey uns gibt es fast nichts, als Milch und Butter, Haferbrot und Erdäpfel.

Der Tyroler führte die Frau in ein Nebenstübchen, dessen kleines Fensterlein die Aussicht auf den düstern Tannenwald und die zwey Schneeberge hatte. Die ganze Einrichtung des Stübchens bestand aus einem Tische, einer Bank und einem Paar Stühlen von Tannenholz, und aus einem glänzend grünen irdenen Ofen, der zugleich zum Herde diente; nebenzu war noch ein kleines ärmliches Schlaffkammerchen. Indes dankte die Frau Gott, dieses Plätzchen gefunden zu haben.

Sie richtete ihr kleines Hauswesen ein, so gut es die Umstände erlaubten. Sie kochte selbst, und brachte die übrige Zeit mit Stricken und Nähen zu, womit sie doch immer einiges verdiente. Ihren Carl zu beschäftigen, machte ihr die meiste Sorge. Ihn selbst zu unterrichten, fehlte es ihr an Büchern, und überdies hatte er auch schon angefangen, Latein zu lernen. Als sie eines Morgens eben bekümmert darüber nachdachte, wurde das kleine Glöcklein in der Capelle geläutet. Die gute fromme Tyrolerin kam eilig herein und sagte, der Herr Pfarrer aus dem Dorfe jenseits des Berges werde heute die heilige Messe dahier lesen. Frau von Erlau begab sich mit ihrem Carl sogleich in die Capelle. Der Pfarrer hielt eine kleine Anrede, die ihr sehr zu Herzen ging. Sie sprach nach dem Gottesdienste mit ihm, und fand in ihm einen sehr einsichtsvollen, frommen, liebreichen Mann. Er versprach, die nöthigen Bücher zu bestellen, und dem Knaben jeden Nachmittag ein Paar Unterrichtsstunden zu geben, wenn er sich über den Berg bemühen wollte.

Carl verstand sich dazu mit Freuden, und war,

seit er wieder ein bestimmtes Geschäft hatte, noch ein Mahl so vergnügt. Er konnte jedes Mahl kaum das Mittagessen abwarten, um mit seinen Büchern nur recht bald über den Berg zu kommen. Indeß hatte der arme Knabe, zumahl wenn es mehrere Tage nach einander regnete, fast gar keine Unterhaltung. Die verständige Mutter hielt eine unschuldige Erholung für eben so nöthig, als die Arbeit. Sie war darauf bedacht, ihm beides zu verschaffen.

In dem Tyrol werden viele Canarienvögel gezogen, und dann von eigenen Händlern außer Landes weit und breit umher verkauft. Auch der alte Tyroler hatte eben mehrere junge vorzüglich schöne Canarienvögel beysammen. Carl both seine Mutter, da diese Vögel hier so wohlfeil wären, ihm einen zu kaufen. »Zu Hause,« sagte er, »hatte Lina immer ein solches Vögelein. Kauf mir doch eines, so haben wir hier zwischen diesen Felsen und Wäldern doch etwas, das uns an unser liebes Vaterland erinnert!« Die gute Mutter war dazu bereit, und der Knabe suchte sich den schönsten Canarienvogel aus allen heraus, der demjenigen, den seine Schwester ehemahls hatte, am ähulichsten war.

Carl hatte an dem gelben Vögelchen mit den hellen glänzend-schwarzen Augenlein die größte Freude. Es wurde bald zahm, flog ihm auf den ausgestreckten Zeigefinger, und pickte ihm Brosamen von den rothen Lippen. Wenn er schrieb, flog es herbei, rupfte an der Schreibfeder, und pickte ihn in den Finger, so daß er, obwohl ihm der Scherz gefiel, es öfter einsperren mußte, um in seiner Arbeit nicht gehindert zu werden. Als das Vögelein anfang zu singen, konnte Carl den Gesang gar nicht genug loben. »Du mußt ihm ein schönes Stückel Pfeifen lehren!« sagte einmahl der Tyroler. Carl glaubte, der Alte scherze; er wußte noch nicht, daß man Vögel ab-

richten könne. Der Tyroler langte eine kleine Pfeife, die er ein Flaschenetlein nannte, hervor. »Ey,« sagte Carl, »das ist ja eine unvergleichlich schöne kleine Flöte von Elfenbein!« Der Tyroler spielte ihm ein Länzchen vor, und zeigte ihm die Griffe. Carl war über den hellen reinen Ton entzückt, faßte, da er sehr viel Talent zur Musik hatte, alles sehr leicht, und konnte bald ein jedes Stückchen, das er hörte, sogleich spielen. Er spielte nun dem Vogel sehr oft ein und das nähmliche Stückchen vor, und als der Vogel es endlich das erste Mal genau und ohne Fehler sang, hüpfte Carl vor Freude, und die Mutter sagte lächelnd: »Mache nur, daß Du Deine Lectio auch so pünctlich und ohne Anstand aussagen könntest, wie der Vogel.« Der Canarienvogel und die Flöte machten dem muntern Carl, und selbst der Mutter, zumahl wenn Sturm und Regen sie in ihre düstere Stube verschloß, manche heitere Stunde.

Indeß lag der edlen Frau das Schicksal ihres Gemahls und ihrer Tochter beständig im Sinne, und verursachte ihr manchen traurigen Tag, manche schlaflose, thränenvolle Nacht. Sie suchte freylich beständig Nachricht zu erhalten. Allein immer vergebens. Die einzigen Nachrichten aus Frankreich, die zu ihr gelangen konnten, waren in den Zeitungen enthalten. Der Herr Pfarrer sendete ihr dieselbe jede Woche ein Mal durch Carl. Eines Abends kam Carl fröhlich nach Hause, brachte die Zeitung mit, rakte sie aus seiner Decke aus, und sagte: »Der Herr Pfarrer habe sie zwar nicht ganz durchlesen können; indeß habe er doch so viel gesehen, daß sie viele gute Nachrichten enthalten.« Die Mutter las begierig, und fand, daß die Nachrichten vom Kriege wirklich sehr gut lauteten. Sie schöpfte Hoffnung, bald in ihr geliebtes Vaterland zurück kehren zu dürfen. Aber sieh — am Ende der Zeitung war eine

lange Liste von Edelleuten, die wegen ihrer Vorliebe zu der alten Verfassung hingerichtet wurden. Und unter diesen fand sie auch den Namen ihres Gemahls, Heinrich von Erlau. Sie erschrak, als hätte sie ein Donner Schlag getroffen. Das Blatt fiel ihr aus den Händen, und sie sank ihn Ohnmacht. Es währte lange, bis die Leute im Hause, die auf Carl's Jammergeschrey herbey eilten, sie wieder zurecht brachten. Sie verfiel in eine gefährliche Krankheit. Man zweifelte an ihrem Aufkommen, und der arme Knabe, der keinen Augenblick von ihrem Bette kam, welkte zusehends dahin. Der alte Tyroler sagte öfter kopfschüttelnd, und mit wehmüthiger Stimme: »Der kommende Herbst wird wohl seine Blätter auf das Grab der guten Frau streuen, und auch das arme Kind sieht vielleicht den künftigen Frühling nicht mehr!«

Der alte getreue Diener Richard hatte jenseits des Rheins gewartet, bis sein Bruder, der Fischer, in dem kleinen Kahn wieder zurück gekommen war, und ihm die Nachricht von der glücklichen Ueberfahrt der Frau gebracht hatte. Seine größte Angelegenheit war jetzt, seinen guten Herrn von dem Tode zu retten. Denn Richard hielt es für höchst ungerrecht, daß derselbe wegen seiner Treue gegen den rechtmäßigen König sollte hingerichtet werden.

Sogleich des andern Tages in aller Frühe eilte er in die Stadt. Er hatte da einen Sohn, Namens Robert, den man gezwungen hatte, unter der Nationalgarde zu dienen. Mit Hilfe dieses mutigen und gewandten Jünglings, den von Zeit zu Zeit die Wache bey den Gefangenen traf, hoffte Richard seinen Herrn aus dem Gefängnisse zu befreien. Richard und sein Sohn machten allerley Entwürfe, fanden aber keinen ausführbar. Endlich beschloffen sie, der Sohn sollte ein aufmerksames Auge haben,

und die erste beste Gelegenheit, die sich darbieten würde, benützen. Es zeigte sich aber durchaus keine, und Robert gab bereits die Hoffnung auf.

Herr von Erlau wurde endlich zum Tode verurtheilt. Das Urtheil sollte den kommenden Morgen vollzogen werden. Traurig den Kopf auf die Hand gestützt, saß er Nachts in seinem einsamen Gefängnisse so da. Man hatte es nicht der Mühe werth gehalten, ihm Licht zu bringen, und dichte Finsterniß umgab ihn. Er dachte an seine Frau, an seine Kinder. Nicht um sich selbst war es ihm, sondern nur um sie. Er wußte nichts von ihnen, und war wegen ihres Schicksals sehr bekümmert. Doch, was er bey Anhörung seines Todesurtheils mit einem Blick zum Himmel gesagt hatte, das war auch jetzt noch seine Gesinnung: »Herr, Dein Wille geschehe!«

Er richtete alle seine Gedanken auf Gott. »Bey wem,« sagte er unter andern, »soll ich in dieser letzten Nacht meines Lebens Trost finden, als bey Dir, liebster Vater im Himmel. Was Du geschehen lässest, ist immer das Beste. So mache es denn mit mir und mit den Meinigen nach Deinem göttlichen Wohlgefallen. Willst Du mich meinem lieben Weibe und meinem guten Kinde nehmen, so wirst Du väterlich für sie sorgen, und sie in ihrem großen Jammer trösten — und im Vertrauen auf Dich will ich mein Haupt ruhig auf den Block legen, der bereits von dem Blute vieler meiner Freunde gefärbt ist! Willst Du mich aber meinem Weibe und meinen Kindern noch auf eine Zeit schenken, so ist es dir ein Leichtes, die Thüre meines Kerkers zu eröffnen, und mich der Gewalt meiner Feinde zu entreißen — und mein und der Meinigen ganzes Leben soll dann Dir gewidmet, ein beständiges Dankgebetß seyn.«

Während der edle Mann in solche Gedanken vertieft war, entstand plötzlich draußen auf dem Gange

ein großer Lärm. Mit einem Male wurde die Thüre seines Gefängnisses aufgerissen. Wolken von Rauch drangen herein, und furchtbarer Feuerglanz erhellte das ganze Gefängniß. Ein junger Krieger stand vor ihm, und rief: »Um Gotteswillen, retten Sie sich!«

Dieser war Robert, der Sohn des alten Richards. Durch die Unvorsichtigkeit einiger betrunkenen Soldaten war in dem Gebäude, wo die Gefangenen verwahrt wurden, Feuer ausgebrochen. Die Soldaten, die vor den Thüren der Gefangenen Wache hielten, hatten Waffen und Oberkleider abgeworfen, und waren zum Löschen herbey gestürzt. Der junge Robert hatte die erste Verwirrung benützt, Kleider und Waffen eines Soldaten zusammen gerafft, und sich damit eilends zu dem Herrn von Erlau begeben.

»Geschwind ziehen Sie diese Kleider an!« sprach Robert weiter, und half ihm den Rock anziehen, setzte ihm den Hut mit Federbusch und Cocarde quer auf den Kopf, schnallte ihm die Säbelkuppel um, und gab ihm die Flinte in den Arm. Der Bart, der dem guten Herrn während seiner Gefangenschaft nicht abgenommen worden, machte ihn den verwilderten Soldaten jener Zeit nur desto ähnlicher, und vollendete sein kriegerisches Aussehen. »So,« sprach Robert, »nun eilen Sie kühn die Treppe hinab und zur großen Pforte hinaus. In dieser Kleidung, hoffe ich, sollen Sie ohne Anstand durchkommen. Dann eilen Sie zu meinem Vater, der sich bey seinem Bruder, dem Fischer am Rheine, befinden wird.«

Dem Herrn von Erlau war der Anblick des jungen Kriegers wie die Erscheinung eines Engels, und seine Anrede wie eine Bottschaft vom Himmel gewesen. Er wußte sich sogleich in seine Rolle zu finden. Mit einem Ernste, als hätte er die wichtigsten Aufträge, eilte er die Treppe hinab, rief den Leuschmid's Jugendsch. 11. Bd. 3 H. Erzähl.

ten, die sich mit Feuereimern herein drängten, mit troziger Stimme zu: »Platz, Platz!« und kam, ohne angehalten zu werden, hinaus auf die Straße. Mit kühnem Muthe und starken Schritten ging er nun geraden Weges dem Stadttthore zu, und kam, da ihm Robert auch die Parole gesagt hatte, glücklich aus der Stadt.

Nach Mitternacht langte er bey dem Hause des alten Fischers an. Er klopfte an den Fensterladen. Der Fischer kam heraus, und erschrak nicht wenig. Er glaubte einen Soldaten zu erblicken, der ihn oder seinen Bruder einfangen wolle, weil beyde durch ihre Treue und Anhänglichkeit an die Familie Erlau sich viele Feinde gemacht hatten. Allein als der gute Fischer den Herrn von Erlau erkannte, rief er mit erhobenen Händen: »O, Gott Lob!« und führte ihn voll Freude in die Stube. Richard, der hier schon zehn Nächte gewacht und gewartet hatte, stürzte mit dem Ausruf: »O, mein Herr!« auf ihn zu, und beyde umarmten sich unter Thränen. Die erste Frage des Herrn von Erlau war nach seiner Gemahlinn und seinen Kindern. Richard erzählte, daß die gnädige Frau und Carl gerettet seyen, daß Fräulein Lina sehr krank gewesen, daß sie aber wieder gesund sey, und sich hier im Hause befinde. Lina, die in der Nebenkammer schlief, war über den Freudenaufruf des guten Richards erwacht, und kannte ihren Vater an der Stimme. Mit Freudenthränen eilte sie in seine Arme, und auch er benetzte ihre wieder aufblühenden Rosenwangen mit reichlichen Thränen.

Er bestand darauf, noch in der Nacht über den Rhein zu setzen, um dem Lande, das ehemals ein Paradies und nun eine Mördergrube war, zu entkommen. Auf dem nähmlichen Schifflein, das seine Gemahlinn und seinen Sohn an das jenseige Ufer

gebracht hatte, wollte auch er hinüber auf den dar-  
mahls noch glücklichen deutschen Boden. Er machte  
sich mit Lina unverzüglich auf den Weg. Der alte  
Fischer ging voran, und Richard mit einem Fellei-  
sen auf dem Rücken, folgte. Die Nacht war stern-  
hell. In tiefer Stille näherten sie sich dem Rheine,  
wo das kleine Schiffelein im Gebüsche bereit stand.  
Allein auf einmahl hörten sie hinter sich schießen,  
mehrere rauhe Stimmen riefen: »Halt! halt!« Das  
Feuer im Gefängnisse war bald gelöscht worden. Die  
Soldaten hatten den Herrn von Erlau, und die feh-  
lenden Kleider und Waffen sogleich vermist, und wa-  
ren dem Fliehenden auf die Spur gekommen. Mit  
furchtbarem Geschrey kamen sie näher. Die armen  
Flüchtlinge hatten einen Todesschrecken. Sie eilten,  
so schnell sie konnten, dem Schiffelein zu. Herr von  
Erlau, mit Lina auf dem Arme, stieg eilends ein;  
Richard sprang ihm nach. Beyde griffen zu den Ru-  
dern, und arbeiteten mit Macht. Der alte Fischer,  
der in dem Schiffelein ohnehin nicht mehr Raum ge-  
habt hätte, verbarg sich in einem hohlen Weiden-  
baume.

Allein das Schiffelein war kaum zwanzig Schritte  
vom Lande, so erreichten die Soldaten das Ufer.  
Sie fingen an, auf die Flüchtlinge zu feuern. Fürch-  
terlich zischten den unschuldig Verfolgten die Kugeln  
um die Ohren. Herr von Erlau befahl, Lina sollte  
in dem Schiffelein nieder liegen. Die beyden Ruderer  
verdoppelten ihre Anstrengung. Eine Kugel durch-  
löcherte des Herrn von Erlau Hut, ein Paar andere  
schlugen in Richards Ruder. Das Schiffelein, das  
kaum einen Finger breit über das Wasser ragte,  
schwankte und ging beynahе unter. Doch sie ent-  
kamen alle unverletzt, und erreichten glücklich das  
jenseitige Ufer.

Herr von Erlau sank auf die Kniee, Gott für

Seine Rettung zu danken; Lina und Richard folgten seinem Beispiele. Hierauf setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um von den Anstrengungen auszuruhen. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, schritt Richard, der seinen Herrn auch in der Noth nicht verlassen wollte, mit seinem Wanderstabe in der Faust, und der schweren Bürde auf den Rücken, voraus, und sein Herr und Fräulein Lina folgten ihm. Er aber nahm den Weg dem waldigen Gebirge Schwabens zu, das man wegen seiner vielen Tannenwälder Schwarzwald nennt.

Herr von Erlau hatte nun keine größere Angelegenheit, als die, seine Gemahlinn aufzufinden. Richard kannte in der Nähe des Schwarzwaldes einen wackern Landmann. Zu diesem gingen sie zuerst, um hier ein Paar Tage auszuruhen, und sich zur weitern Reise anzuschicken. Herr von Erlau hatte aber kaum die ländliche Wohnung betreten, so sprach er schon wieder von der Abreise. »Ich habe keinen ruhigen Augenblick,« sagte er zu Richard, »bis ich meine Frau und meinen Sohn wieder gefunden habe. Du sagst mir wohl guter Richard, sie seyen zuverlässig in der Schweiz. Allein wie wollen wir dahin kommen? Zu Fuß kann meine Lina nicht so weit reisen, und hin zu fahren, das vermag ich nicht.«

Nun zog Richard einen Beutel mit Gold heraus, und schüttete das Geld auf den Tisch. »Sie sind nicht so arm, als Sie denken, bester, gnädiger Herr!« sprach er. »Dies alles ist Ihr Eigenthum.« Herr von Erlau starrte bald das Gold, und bald den treuen Diener an. »Da Sie noch wohlhabend waren,« sagte Richard, »waren Sie ja auch immer wohlthätig. Wie vielen haben Sie nicht in der dringendsten Noth Geld vorgestreckt. Einiges von diesem Geld habe ich nun, während Sie im Gefängnisse schmachteten, und Ihre Gemahlinn auf der Flucht

in einem fremden Lande umher irrt, eincassirt. Obwohl es, wie ich es nur zu wahr fand, viele Menschen gibt, bey denen weder Dank noch Redlichkeit ist, so traf ich doch auch viele redliche Seelen, die mir nicht nur das Gelebnte zurück stellten, sondern aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihren guten Herrn noch mehreres dazu gaben.« Herr von Erlau zählte das Gold. »Es ist viel, sehr viel,« sagte er mit einem dankbaren Blick zum Himmel. »Wie lange wird wie lange kann aber das währen?« »Wir wollen schon gut haushalten,« sagte Richard, »und desungeachtet in die Schweiz fahren.«

Richard kaufte ein Pferd und ein leichtes Bauernwägelein, über das vermittelst einiger Reifen eine Decke von Leinwand gespannt werden konnte, um sich gegen Wind und Regen zu schützen. Sie reisten weiter, Richard ging meistens zu Fuß neben her. Herr von Erlau und Lina mußten auf dringendes Bitten des gutherzigen alten Mannes fast immer fahren. So kamen sie bis in die Schweiz. Nirgends aber konnte Herr von Erlau hier eine Sylbe von seiner Gemahlinn in Erfahrung bringen. Alle Nachforschungen waren vergebens. Er ward überzeugt, sie müssen einen andern Weg genommen haben. Sie kehrten zurück, nach Schwaben.

Indeß waren die Kräfte des guten Herrn durch harte Behandlung im Gefängnisse, Angst und Schrecken bey seiner Verurtheilung, Sorge und Furcht auf seiner Flucht, durch die täglichen Beschwerden des Reisens erschöpft. Er wurde krank und mußte in einem kleinen Städtchen Schwabens sich niederlassen, bis er sich wieder würde erholt haben.

Richard miethete ein Paar Zimmer, nebst Kammer und Küche, kaufte das nöthigste Hausgeräthe, und besorgte, da er in allen häuslichen Geschäften sehr geschickt war, die kleine Hauswirthschaft. Lina

half ihm treulich bey, und verrichtete von Morgen bis Abend mit tausend Freuden alle jene Arbeiten, die nicht über ihre Kräfte waren. Herr von Erlau mußte anfangs beynah immer das Bette hüten. Es brauchte lange, bis er wieder den größten Theil des Tages auf seyn konnte. Lina that alles, ihn gut zu verpflegen, ihn zu erheitern, und ihm die Zeit zu verkürzen. Sie wußte ihm alle Tage eine andere Freude zu machen, indem sie ihn bald mit einer neuen Speise, die sie das erste Mahl selbst gekocht hatte, bald mit einem neuen Liede, bald mit einer angenehmen Nachricht überraschte. Der Vater gab ihr seine Liebe und Zufriedenheit auf alle erdenkliche Weise zu erkennen.

Jetzt kam Lina's Geburtstag. Sie ging sehr frühe in die Messe, um an diesem Tage Gott zu danken und besonders für ihre Mutter und ihren Vater zu bethen. Als sie heim kam, sah, da standen ihre Lieblingsblumen, die herrlichsten rothen und blauen Levkojenstöcke, in dem Fenster, und ein Canarienvogelein von der reinsten gelben Farbe mit einem Schöpfchen, gerade so wie sie zu Hause eines gehabt hatte, war in einem zierlichen Käfig über den Blumen am Fenster aufgehängt. Die Morgensonne schien ungemein hell und freundlich in das Fenster, und machte die schönen Farben der Blumen noch schöner. Lina stand entzückt. Ihr traten über die zärtliche Liebe ihres Vaters die Thränen in die Augen. Sie dankte ihm in den liebvollsten Ausdrücken kindlicher Zärtlichkeit. »Nimm so vorlieb, gutes Kind!« sagte der Vater. »Mehr kann ich Dir jetzt nicht geben. Als wir noch auf unserm Schlosse waren, da war es freylich anders. Der Tag wurde mit lautem Jubel gefeyert, und war ein Fest für das ganze Dorf. Heute wollen wir ihn in stiller Freude zubringen.«

Es wurde eine bessere Mahlzeit bereitet. Der

Water war bey Tische wieder ein Mahl recht von Herzen fröhlich. Richard mußte auch mit an den Tisch sitzen. Am Ende der Mahlzeit brachte der geschäftige alte Diener noch eine Torte, die mit Blumen besteckt war, und eine Flasche rothen Weines aus ihrem Vaterlande, dem Elsaße. Der Water trank zuerst auf Lina's Gesundheit, und dann auf die Gesundheit seiner Gemahlinn und seines Sohnes. Allein Wehmuth mischte sich in die Freude, und die Thränen tröpfelten ihm in den Wein. »Ach, Lina,« sprach er, »wo feyern heute Deine Mutter und Dein Bruder Deinen Geburtstag? Was ist ihnen wohl schon alles begegnet? Ach eine Frau, ein Kind, ohne Freund und Beschützer in die Welt hinausgestossen, sind tausend Unannehmlichkeiten, Verlegenheiten und Gefahren ausgesetzt. Wer weiß, ob wir diesen Tag noch einmahl zusammen feyern werden? Ich hatte sonst so einen fröhlichen Muth und so ein festes Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Jetzt aber habe ich oft recht traurige Stunden. Ich fürchte, ich fürchte —«

Lina fiel ihrem Water weinend um den Hals, ihn zu trösten. »Sey getroßt, liebster Water,« sprach sie. »Gott verläßt uns nicht. Er bringt uns gewiß alle noch ein Mahl zusammen. Umsonst hat er uns nicht alle so wunderbar gerettet. Gewiß sorgt er für uns!« »Ja, das wird er!« sprach Richard, und trocknete die Augen. Alle schwiegen. Es war ein Augenblick stiller, andachtsvoller Rührung.

Da fing das Canarienvögelein mit einem Mahle an, die Melodie des Liedchens zu singen:

Ich habe Muth  
In aller Noth;  
Denn gut, o gut  
Ist unser Gott!

Lina schlug voll Erstaunen die Hände zusammen

und rief: »Gott im Himmel, was ist dieß? Das ist ja das erste Liedchen, das Carl auf dem Clavier spielen und ich dazu singen lernte, das wir eben damals sangen, als man Dich, liebster Vater, gefangen nahm.« Der Vater, Lina, Richard, blickten alle drey staunend und wundernd zu dem Vogel hinauf. Er wiederholte das Stückchen zwey, drey Mahl. Es war nicht anders. Es war genau das nämliche Liedchen. Keine Note fehlte.

»Das ist höchst wunderbar!« sagte der Vater, und nahm die Mütze ab. »Guter Gott, ich glaube, Du willst mir mein liebes Weib und meinen Sohn Carl wieder schenken. Nur von ihnen kann der Vogel das Liedchen gelernt haben, obwohl ich noch nicht begreife, wie? O Richard, wie bist Du doch zu dem Vogel gekommen?«

Richard sagte, daß er das niedliche Thierchen gestern von einem jungen Tyroler gekauft habe. »O so renne und laufe doch, was Du kannst,« sagte Herr von Erlau, »und such' ihn auf. Vielleicht kann er uns nähere Nachrichten erteilen.« Richard blieb lange aus. Herr von Erlau und seine Tochter brachten die Zeit in der unruhigsten Erwartung zu. »Wie groß mußte ihre Noth seyn,« sagte der Vater, »wenn sie sogar dieses liebe Geschöpf verkaufen mußten. Oder vielleicht sind sie gar todt, und das Vögelein ist nun alles, was sie uns zurück lassen.« Endlich kam Richard mit dem Tyroler. Der junge Mann wußte aber von dem Canarienvogel nichts besonderes zu sagen. Er hatte ihn von einem Hirtenknaben im Tyrole gekauft. Der Nahmen »Frau von Erlau« war dem Tyroler unbekannt. Allein auf die weitem Fragen des Herrn von Erlau versicherte er, eine solche Frau mit einem solchen Knaben besinde sich wirklich in seiner Gegend, und es sey wohl möglich, daß ihnen das Vögelein einmahl zugehört habe. Er habe die Frau

jeden Sonntag in der Kirche gesehen, und der Knabe, der zu dem Herrn Pfarrer in die Schule gehe, sey ihm oft begegnet. Der Kleine müsse schon gar hochgelehrt seyn. Denn er habe allemahl einen großen Pack Bücher, in Riemen eingeschnallt, über den Rücken getragen. Der Tyroler beschrieb die Gestalt der Frau und des Knaben so genau, daß alle einmüthig und voll Freude ausriefen: »Sie sind's, sie sind es gewiß!« Alle dankten Gott herzlich und unter Thränen, daß er ihnen durch seine wunderbare Leitung den Aufenthalt der lieben Thyrigen entdeckt habe. Herr von Erlau erkundigte sich auf das genaueste nach dem Orte, wo die Frau lebe, und nach dem Wege, der dahin führe, und schenkte dem erstaunten Tyroler für seine treuherzige Erzählung einen großen Thaler.

Sie machten nun sogleich Anstalten zur Abreise. Herr von Erlau fühlte nichts mehr von Entkräftung, die frohe Nachricht stärkte ihn mehr, als die beste Arzeney. Lina half ihm einpacken, und Richard ging, das kleine Wägelin wieder in guten Stand zu setzen, und den alten Braunen, der indeß bey einem Wirthe bloß für die Kost ohne Lohn gedient hatte, wieder abzuholen. Sogleich des folgenden Tages reiseten sie ab, dem Tyrole zu. Auch das liebe Wägelin ließen sie nicht zurück. Es ward mit seinem Käfig an einen Keifen des Wagens, über den sich die weiße Decke wölbte, aufgehangen, und Herr von Erlau und Lina hatten die Freude, daß es ihnen hier und da mit seinem erbeiternden Liedchen die Zeit verkürzte.

Herr von Erlau kam mit seiner kleinen Reisegesellschaft und dem ländlichen Fuhrwerke glücklich in dem Dorfe an, wohin das kleine Weiler Schwarzenfels in die Pfarrey gehörte. Er ging sogleich zu dem Herrn Pfarrer. Dieser bestätigte alles, was Schmid's Jugendsch. 11. Bd. 3 U. Erzähl. 3

der junge Tyroser, der mit den Canarienvögeln handelte, erzählt hatte. Frau von Erlau und ihr Sohn lebten noch. »Nur,« sagte der Geistliche, »lebt die gute Frau in der tiefsten Trauer. Sie hält ihren theuren Gemahl für todt, und seit sie diese unglückliche Nachricht erhielt, kam wohl keine Freude mehr in ihr Herz. Kaum entrann sie der tödtlichen Krankheit, in die der Schmerz sie gestürzt hatte, und nur mit Mühe, und langsam erholt sie sich.«

Herr von Erlau fragte, wo diese unwahre Nachricht herkomme. Der Herr Pfarrer brachte einen Pack Zeitungen, suchte ein Blatt heraus, und legte es ihm vor. Herr von Erlau las mit seinen eigenen Augen in dem gedruckten Blatte, er sey an dem und dem Tage hingerichtet worden. So sehr ihn dieses befremdete, so konnte er sich die Sache doch leicht erklären. In jenen Tagen der Verwirrung gehörte eine solche Unrichtigkeit unter die kleinen unbedeutenden Unordnungen. Man hatte entweder vergessen, seinen Namen aus der bereits verfaßten Liste der Hingerichteten auszustreichen, oder man wollte ihn vielleicht nicht austreichen, weil man hoffte, so am leichtesten der Verantwortung zu entgehen, daß man ihn entkommen ließ.

Es schmerzte den Herrn von Erlau tief in der Seele, daß diese falsche Unglücksnachricht seiner Gemahlinn einen so großen Jammer bereitete, und sie dem Tode nahe brachte. Der Herr Pfarrer war der Meinung, daß man ihr die Freudennachricht, die ihrer wartete, nur mit der äußersten Vorsicht beybringen müsse. Er unterredete sich mit dem Herrn von Erlau, wie das zu machen sey, und alle traten hierauf, wiewohl es schon spät am Abende, und die Witterung sehr unfreundlich war, die Reise nach Schwarzenfels an. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und nun fing es, da es in diesem Lande fru-

her Winter wird, gar an heftig zu schneyen. Sie erreichten indeß bald die Höhe des waldigen Berges, von wo aus man durch die Tannenäste die niedrigen Hütten mit ihren flachen schneebedeckten Dächern, und mit ihren rauchenden Caminen tief unten im Thale erblickte. Die Gesellschaft setzte sich hier unter den dichten Tannen, die mit ihren herabhängenden Aesten sie vor Wind und Mäße schützten, auf ein moosiges Felsenstück nieder, und Richard ging nun zuerst der Hütte zu, die ihm der menschenfreundliche Geistliche mit dem Finger durch eine Oeffnung zwischen den Aesten deutend, gezeigt hatte.

Die Frau von Erlau saß, schwarz gekleidet, an ihrem ländlichen Caminfeuer, das mit seinem lodern den Glanze das Stübchen, in dem es bereits dämmerte, zu erhellen anfing. Sie strickte noch, und der Knabe las ihr aus einem Buche vor. Als sie ihren treuen Diener mit den schneeweissen Haaren herein treten sah, that sie einen lauten Schrey, und ihre Arbeit fiel ihr aus den Händen. Sie eilte auf ihn zu und unter tausend Thränen der Freude und des Schmerzens begrüßte sie ihn so herzlich, als wäre er ihr leiblicher Vater. Auch Carl war vor Freude außer sich. Die Frau hieß den alten Mann sich auf den hölzernen Stuhl niedersetzen, den Carl an das Feuer herbey gerückt hatte.

»Ach, Richard,« fing sie an, als er ihr gegenüber am Feuer saß, »so — so — müssen wir uns wieder sehen! Ach, von dem blutigen Tode des besten, des vortrefflichsten Mannes laßt mich jetzt schweigen. Die Erinnerung ist zu traurig. Aber wie ging es mit Lina? Starb sie, das gute Kind, wie der Arzt es vorher sagte! Ach, vielleicht ist ihre liebliche Gestalt längst schon Staub und Asche!« Richard erzählte nun, daß der freundliche Hausarzt damals die Krankheit

des Kindes für etwas gefährlicher ausgegeben habe, um die Mutter desto leichter zur Flucht zu bewegen, und daß Lina sich bald wieder erholt habe, und seit der Zeit frisch und gesund sey. Die Mutter war hoch erfreut, und ihre Augen glänzten von Entzücken. »Aber,« fuhr sie ernst und mit verfinsterten Blicken fort, »warum hast Du sie nicht mitgebracht? Warum hast Du sie nicht ihrem unglücklichen Vaterlande entrissen, wo sie keine Stunde ihres Lebens sicher ist? Wie konntest Du ohne sie abreisen, harter Mann? Warum hast Du — —« Sie konnte nicht ausreden, denn plötzlich öffnete sich die Thüre, und Lina flog ihrer Mutter in die Arme. Carl drängte sich auch hinzu. Süßere Thränen sind nicht leicht geweint worden, als die erfreute Mutter vergoß, da sie ihre beyden Kinder wieder so in den Armen hielt.

Allein bald mußte Freude wieder der Wehmuth weichen. »Ach, daß er noch lebte, mein theurer Gemahl,« sprach sie, indem sie weinend zum Himmel blickte; »o dann — dann würde das Maß meiner Freuden voll seyn. Aber so, meine liebsten Kinder, seyd Ihr arme, vaterlose Waisen, und Eur Anblick erfüllt das Herz Eurer bedrängten Mutter mit Schmerz! Denn ach, was kann ich, eine dürftige, rathlose Witwe, für Euch thun!«

Jetzt fing Richard an, unter leisen Vorbereitungen, mit der Freudennachricht von der Rettung seines Herrn herauszurücken. Allein Frau von Erlau war gefasster, als Richard dachte. Die große Freude, den guten Alten wieder zu sehen, die noch größere, ihre Tochter wieder in ihre Arme zu schließen, war für die edle Frau die natürlichste, stufenweise Vorbereitung, nun auch die größte Freude in ihr Herz aufnehmen zu können, die Freude, ihren Gemahl, den sie hingerichtet glaubte, wieder lebend zu erblicken. Mit klopfendem Herzen war der edle Mann

schon lange vor der Thüre gestanden, wo er jedes Wort vernehmen konnte.

Als nun die Frau aus Richard's Gespräche deutlich genug merkte, ihr Gemahl lebe noch, als sie mit dem Ausdrücke des höchsten Entzückens laut ausrief: »Er lebt! o, Gottes Barmherzigkeit sey ewig gepriesen, die ihn seinen Mördern entriß! O, gewiß ist er nicht weit. O, Kinder, kommt, kommt, — fort zu ihm!« Da öffnete Herr von Erlau die Thüre, und stürzte vor Freude außer sich in die offenen Arme seiner Gemahlinn. Die gute Frau aber, die ihren lieben Gemahl bis zu dieser Stunde als todt betrauerte, und ihn nun wieder lebend vor sich sah, hatte eine ganz eigene Empfindung. Schüchtern und furchtsam, als zweifelte sie noch, ob er es auch wirklich sey, betrachtete sie ihn, wie er, von dem Glanze des Feuers beleuchtet, so vor ihr stand. Sie konnte es nicht aussprechen, wie wunderbar selig es ihr zu Muthe sey, und sie sagte bloß: »O, welche Seligkeit wartet im Himmel auf uns, wo wir so viele Lieben, die wir als todt beweinen, wieder sehen werden.«

Vater und Mutter, Sohn und Tochter, der würdige Pfarrer und der redliche Diener brachten an dem ländlichen Feuerherde einen sehr seligen Abend zu; und auch der alte Tyroler und seine Hausfrau fanden sich ein, und nahmen an der freudigen Begebenheit den herzlichsten Antheil.

Am andern Morgen kam indeß noch ein Gast an, der zur Wiedervereinigung der edlen Familie nach Gott das Meiste beygetragen hatte. Richard brachte den Canarienvogel herein, den er den Abend zuvor in dem Pfarrhause gelassen hatte. Carl freute sich sehr, sein Vögelein wieder zu erblicken. Während der Krankheit der Mutter war es durch das offene Fenster entschlüpft, und Carl hatte seit der Zeit

nichts mehr von ihm erfahren. Herr von Erlau erzählte nun ausführlich, wie der Canarienvogel ihn auf die Entdeckung geführt habe, wo sich seine Gemahlinn und sein Sohn befände. Frau von Erlau vergoß über diese wunderbare Fügung Gottes Thränen der Freude und der Dankbarkeit. »Ja, guter Gott,« sagte sie mit gefalteten Händen, »das hast Du so gefügt. Du hast Dich dieses Kleinen, geflügelten Boten bedient, meinem Gemahle anzufagen, in welchem abgelegenen Winkel der Erde ich mich aufhalte. Ohne seine schnelle Hierherkunft wäre ich diesen Winter über wohl noch in meinem Jammer vergangen.«

Carl stimmte hoch erfreut in den Dank der Mutter mit ein. »Nicht wahr,« sagte er, »das war ein glücklicher Gedanke, daß ich dem Vögelein gerade dieses Liedchen beygebracht habe. Das hätte ich aber nicht gedacht, als ich über den Verlust des Vögeleins so betrübt war, daß Gott es mir nur nehme, um mir Vater und Schwester, und das Vögelein noch obendrein! — wieder zu geben. Da sieht man es recht, wie Gott aus einem kleinen Unglücke uns großes Glück bereiten könne.«

»Du hast Recht, lieber Carl,« sprach der Vater. »So nahm uns Gott alle unsere Güter, um uns edlere zu geben. Ich hoffe, wir alle haben durch diesen zeitlichen Verlust an Jugend gewonnen, gegen die Glanz und Reichthum nichts sind, die allein einen ewigen Werth hat. Und vielleicht gibt uns Gott auch einst die zeitlichen Güter wieder zurück, wie Dir Dein Canarienvögelchen.«

Der Hirtenknabe, dem Carl den Auftrag gegeben hatte, den entflohenen Canarienvogel zu fangen, und der, anstatt ihn zurück zu geben, ihn dem Vogelhändler verkauft hatte, war sehr bestürzt, als er von dem Herrn Pfarrer zur Rede gestellt wurde, und

von demselben vernahm, wie der Vogel, viele Meilen von hier in einem andern Lande, den Diebstahl verrathen habe. »In meinem Leben will ich nicht mehr unredlich handeln,« sagte der Knabe; »denn nun sehe ich's klar: Kein Fädelein ist so fein gesponnen, es kommt einmahl an die Sonnen.«

Herr von Erlau beschloß, vorerst den Winter unter diesem niedrigen Dache zuzubringen. Richard wurde in einer benachbarten Hütte untergebracht. Das Canarienvögelein kam an die alte Stelle, die es eingenommen hatte, eh' es entfloh. Lina verpflegte es auf das sorgfältigste, und ließ es ihm auch zur rauhen Jahreszeit keinen Tag an einem grünen Blättchen oder frischen Apfelschnitzchen fehlen. Oft, wenn die edle Familie an hellen Wintertagen in dem kleinen Stübchen saß, und in die schneebedeckte Gegend und die rauh angedufteten Tannenwaldungen hinausblickte, stimmte das Vögelein die Melodie des Liedchens an:

»Ich habe Muth  
In aller Noth;  
Denn gut, o gut  
Ist unser Gott!«

Und die Kinder und Aeltern sangen dann wohl selbst das ganze Lied, und fanden darin Trost und Erbauung. Ja, bey manchen traurigen Vorfällen und bangen Besorgnissen, die diese Familie in der Folge noch trafen, war es allen immer eine nicht geringe Erheiterung, wenn das Vögelein plötzlich sein Liedchen sang, und dann mit einem fröhlichen, muthig schmetternden Triller schloß. »Wir wollen Dem vertrauen,« sagten sie, »der uns durch dieses Vögelein, durch ein so kleines, unbedeutendes Geschöpf schon ein Mahl so wunderbar half. Er, der auf tau-

send Arten helfen kann, und bisher geholfen hat, wird weiter helfen.«

»Ja, ja,« sagte der alte Richard, »so denke ich auch; der Anblick der armen Vögelein da draußen vor dem Fenster, bey dem tiefen Schnee und schneidendem Froste, hat immer etwas Rührendes für mich. Mir fallen immer die Worte ein: Betrachte die Vögel des Himmels, sie säen nicht aus, sie ernten nicht ein, sie sammeln nichts in die Scheuern, und doch ernährt sie Euer Vater im Himmel! Und seyd Ihr denn nicht viel vortrefflicher, als sie? Allein, wenn ich dieses Vögelein ansehe, so gehen mir diese Worte noch tiefer zu Herzen, und wenn es gar sein Liedchen anstimmt, so kann ich nun einmahl nicht mehr kleinmüthig seyn, so übel es auch in der Welt aussehen, und so hart es uns auch gehen mag. Der für die Vögel sorgt, kann unser nicht vergessen.«

Die edle Familie mußte übrigens noch eine Zeit sehr eingeschränkt leben, durfte aber endlich wieder in ihr Vaterland heimkehren, und erhielt ihre Güter größten Theils wieder zurück, und Herr und Frau von Erlau freuten sich, wieder reich und vermöglich zu seyn, weil sie nun im Stande waren, ihre Freunde in der Noth, den guten Richard, dessen Frau und Sohn, den alten Fischer, und jeden, der ihnen Gutes gethan hatte, nach Herzenslust zu belohnen.

---

---

## Das Johannis Käferchen.

---

Am dem Abende eines heißen, schwülen Sommertages saß Maria, eine arme Witwe, an dem offenen Fenster ihres kleinen Stübchens, und sah so hinaus in den schönen Baumgarten, der ihre Hütte umgab. Sie hatte das Gras, das erst diesen Morgen gemäht, und durch die Sonnenhitze des Tages bald hinreichend dürre ward, den Nachmittag in Schocken aufgehäuft, und der liebliche, wohlriechende Heuduft wehte erfrischend und stärkend herein. Das Abendroth verglimmte bereits am Rande des wolkenlosen heitern Himmels, und schön und klar schien der halbe Mond in das kleine Stübchen, und mahlte die lichten Vierecke der geöffneten, und die hellen runden Scheiben der geschlossenen Fenster, sammt dem Nebelaube, das sie umkränzte, auf dem reinlichen Boden ab. Ihr kleiner Ferdinand, ein Knabe von sechs Jahren, stand in der Fensterecke an dem Sims gelehnt, und auch sein blühendes Angesicht und die gelben Locken waren, nebst einem Theile des weißen reinlichen Hemdärmels und des scharlachrothen Westchens, hell und lieblich vom Monde beleuchtet.

Die arme Frau saß wohl so da, um auszuruhen. Allein so schwer ihr die Last des heißen Tages geworden war, so drückte sie noch ein schweres Leiden, und machte sie ihrer Müdigkeit vergessen. Von der Abendmahlzeit, einer Schüssel voll Milch, worein

Brot gebrocht war, hatte sie kaum ein Paar Löffel voll genossen. Der kleine Ferdinand war auch ganz bestürzt, und rührte sich nicht, weil er die Mutter so traurig sah. Auch er hatte, da die Mutter, anstatt zu essen, nur bitterlich weinte, bald den Löffel weggelegt, und das irdene Schüsselchen stand, bey nahe noch voll, wie es aufgetragen ward, auf dem Tische im Glanze des Mondes so da, und warf einen hellen, rundlichen Schein an die Decke des Stübchens hinauf.

Maria war erst zu Anfang des verfloffenen Frühlings Witwe geworden. Ihr seliger Ehemann, wohl der bravste junge Mann des Dorfes, hatte durch Fleiß und Sparsamkeit so viel zusammen gebracht, die kleine Hütte mit dem schönen Grasgarten, freylich nicht ohne Schulden, zu kaufen. Der fleißige Mann hatte den schönen grünen Platz reichlich mit jungen Bäumen bepflanzt, die bereits die schönsten Früchte trugen. Er hatte Marien, wiewohl sie eine arme Waise war, und ihre Aeltern ihr nichts als eine gute Erziehung hinterlassen konnten, zur Gattinn gewählt. Denn sie galt in dem ganzen Dorfe für das frömmste, fleißigste und sittsamste Mädchen. Beyde hatten in der glücklichsten Ehe gelebt. Da kam das Nervenfieber in das Dorf, an dem ihr guter Mann starb. Sie selbst, die dem Manne mit aller Liebe abwartete, wurde sogleich nach seinem Hinscheiden davon ergriffen, und nur mit genauer Noth entging sie dem Tode.

Durch ihre und des Mannes Krankheit war sie sehr zurückgekommen. Allein jetzt sollte sie gar noch die kleine Hütte verlieren. Ihr verstorbener Mann hatte lange bey dem reichsten Bauer des Ortes, dem sogenannten Maierbauer, gedient. Der Bauer hatte ihn wegen seiner Treue und seines Fleißes geschätzt, und ihm drey hundert Gulden vorgeschossen,

diese Wohnung nebst dem Garten zu kaufen, unter der Bedingung, daß er jährlich fünf und zwanzig Gulden abzahle, und eben so viel abverdienne. Der Mann hatte auch bis zu dem Jahre, da er krank wurde, richtig eingehalten, und seine Schuld betrug nur mehr fünfzig Gulden. Das alles wußte Maria gar wohl.

Nun starb der Maierbauer an der nämlichen Krankheit. Die Erben, ein Schwiegersohn und eine Tochter, fanden den Schuldbrief zu drey hundert Gulden unter den hinterlassenen Schriften des Verstorbenen. Von der ganzen Geschichte wußten sie, da der Verstorbene nie mit ihnen darüber geredet hatte, nicht ein Wort. Sie forderten nun von der armen Witwe die ganze Summe. Die erschrockene Frau versicherte und betheuerte vor Gott, daß ihr verstorbener Mann alles, bis an fünfzig Gulden, abbezahlt habe. Allein alles half nichts. Der junge Bauer nannte sie eine unverschämte Lügnerinn, und verklagte sie vor Gericht. Da sie es nicht beweisen konnte, etwas bezahlt zu haben, so wurde die ganze Schuld für gültig erklärt. Die Erben drangen auf Bezahlung; und da die arme Maria nichts hatte, als ihr Hüttlein mit dem Garten daran, so sollte dieses ihr kleines Eigenthum verkauft werden. Sie hatte wohl die Erben fußfällig gebethen, sie nicht zu verstoßen; ihr kleiner Ferdinand kniete neben ihr, beyde weinten; allein alles war vergebens. Ja schon der morgige Tag war zur Versteigerung ange-  
setzt. Dieß letztere hatte sie eben vor einer Stunde, als sie mit ihrer Arbeit fertig war, vernommen. Ein Nachbar hatte es ihr über den Zaun zugerufen.

Deßhalb saß sie jetzt so bestürzt am offenen Fenster, blickte bald zu dem mondhellen Himmel empor, und bald auf ihren kleinen Ferdinand hin,

weinte heiße Thränen, und starrte dann wieder so vor sich hin. Es war eine traurige Stille.

»Guter Gott,« dachte sie, »so habe ich denn heute von dem Garten das letzte Heu aufgerecht! Die ersten gelben Pflaumen, die ich heute dort von dem Baume für meinen Ferdinand brach, sind die letzten Früchte, die der arme Knabe von den Bäumen genießt, die sein Vater mit so unsäglichem Fleiße für ihn gepflanzt hat. Ja, vielleicht sind wir heute das letzte Mahl hier über die Nacht. Morgen um diese Zeit gehört diese Wohnung einem andern, und wer weiß, ob er uns nicht gleich weitergehen heißt. Gott weiß, wo wir morgen eine Nachtherberge finden werden. Vielleicht gar unter dem freyen Himmel.« Sie fing an, heftig zu schluchzen.

Da kam der kleine Ferdinand, der sich bisher nicht geregt hatte, näher herbey, und sagte schluchzend: »Mutter, weine doch nicht gar so bitterlich, sieh, sonst kann ich gar nicht einmahl mit Dir reden. Weißt Du denn nicht, was der Vater gesagt hat, als er dort auf dem Bette starb. Weinet nicht so!« sagte er. »Gott ist der Vater der armen Wittwen und Waisen. »Ruft ihn an in der Noth; Er wird für Euch sorgen. So sagte er. Ist es denn nicht so?«

»Ja, liebes Kind,« sprach die Mutter. »So ist's!« »Nun,« sagte der Kleine, »wie magst Du nun so lange weinen! Bitte den lieben Gott, so wird er Dir helfen. O, wenn ich mit dem Vater im Walde war, und er dort Holz machte, und wenn mir etwas fehlte, wenn mich hungerte, oder ich mir einen Dorn eingetreten hatte, so weinte ich nicht lange. Ich ging zu unserm seligen Vater, als er noch lebte, und bath ihn, und er legte sogleich das Beil weg, und gab mir Brot, oder zog mir den Dorn heraus. So gerne hilft der liebe Gott

auch. Er ist nicht so hartherzig, wie jener reiche Mann, vor dem wir beyde niederknieten, um Barmherzigkeit flehten, und der uns beynabe mit den Füßen weggestossen hätte, und uns die Thüre wies. Oder meinst Du, Gott sey nicht reich genug? Er ist noch viel reicher als der Maierbauer. Da sieh nur einmahl zum Fenster hinaus. Ihm gehören der Mond und alle Sterne. Der Vater sagte ja oft: Die ganze Welt ist sein. Was sollen wir also weinen und uns quälen? Komm, wir wollen einmahl den lieben Gott bitten. Er hilft uns gewiß. Fange nur an — ich will Dir bitten helfen. Es läuft gewiß besser ab, als bey dem reichen Manne.

»Gutes Kind, Du hast Recht!« sagte die Mutter, und weinte mildere Thränen, und Trost mischte sich in ihre Wehmuth. Sie faltete ihre Hände, und erhob ihre nassen Augen zum Himmel, und der Kleine faltete die kleinen Händchen auch, und blickte himmelwärts, und der helle Mond beleuchtete Mutter und Kind, und spiegelte sich in ihren Thränen. Die Mutter fing an zu bethen, und der Kleine sprach ihr jedes Wort nach.

»Lieber Vater im Himmel!« sagte sie, »ach, sieh da eine arme Mutter und ihr Kind; eine arme Witwe und ein armes Waislein blicken zu Dir auf. Wir sind in großer Noth, und haben auf Erden keine Zuflucht mehr. Aber Dein Herz ist reich an Erbarmung Du sagst es ja selbst: Rufe mich an in der Noth, und ich will Dein Erretter seyn. O, zu Dir stehen wir! Verstöß uns nicht aus dieser Hütte — nimm einem armen Waislein sein kleines väterliches Erbtheil nicht. Oder hast Du es nach Deinem unbegreiflichen, aber gewiß weisesten und liebvollsten Rathschlusse dennoch so über uns verhängt — o, so laß uns auf Deiner großen weiten Erde ein anderes Plätzchen finden, und gib uns Trost in's

Herz, daß es uns nicht breche, wenn wir so fortziehen, und vom Hügel dort das letzte Mahl nach unserer Hütte umsehen!»

Die Mutter konnte vor Schluchzen nicht mehr weiter reden, und blickte weinend zum Himmel, und schwieg. Da rief der Kleine, der noch immer mit erhobenen Händchen da gestanden war, auf einmal mit lauter Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger: »Ey, Mutter, sieh doch, was ist das! Da schwebt ein Lichtlein! Da fliegt ein Sternlein! Sieh, da schwebt es am Fenster! O, sieh, jetzt kommt es. Wie schön hell es glänzt! — Sieh nur, mit grünlichem Lichte! Fast noch schöner als der Abendstern! Jetzt schwebt es an der Decke der Stube hin! Das ist wunderbar!»

»Das ist ein Johanniskäferlein, lieber Ferdinand,« sagte die Mutter. »Bey Tage ist es ein kleines unansehnliches Käferlein; aber bey Nacht hat es den wunderschönen Schein.«

»Darf ich es fangen,« fragte der Kleine; »thut es mir nichts, und kann ich mich an dem Lichtlein nicht brennen?«

»Es brennt Dich nicht,« sagte die Mutter, und lächelte mit ihren Wangen voll Thränen. »Fange es nur, und betrachte es näher. Es ist auch ein Wunder der Allmacht Gottes.«

Der Kleine hatte jetzt alle Traurigkeit vergessen, und suchte das glänzende Käferchen, das nun näher am Boden, bald unter dem Tische und bald unter dem Stuhle schwebte, zu haschen.

Aber — »O weh!« rief jetzt der Kleine. Das glänzende Thierchen hatte, eben da er die Hand ausstreckte, es zu nehmen, sich hinter dem großen Kasten an der Wand verborgen. Er blickte unter den Kasten. »Ich sehe es wohl deutlich,« sagte er; »dort sitzt es, ganz an der Wand, und die weiße Wand,

und der Boden, und jedes Stäubchen, wo es sitzt, schimmert hell, wie wenn der Mond hinschiene; aber erreichen kann ich es nicht. Mein Arm ist zu kurz.«

»Habe nur Geduld,« sagte die Mutter; »es wird schon wieder hervor kommen.«

Der Knabe wartete ein wenig, und kam dann zur Mutter herbey, und sagte mit sanfter, flehender Stimme: »Mutter! O lange doch Du es mir hervor, oder rücke den Kasten nur ein klein wenig von der Wand hinweg, so kann ich es leicht fangen.«

Die Mutter stand auf und rückte den Kasten, und der Kleine nahm nun das ruhende Käferchen, und betrachtete es zwischen den hohlen Händchen, und hatte eine größere Freude daran, als je ein Prinz oder eine Prinzessin an dem hellsten reinsten Diamant hatte.

Die Mutter war aber auf etwas anders aufmerksam geworden. Als sie den Kasten gerückt hatte, war etwas, das zwischen dem Kasten und der Wand gesteckt hatte, auf den Boden gefallen. Sie that, indem sie es aufhob, einen lauten Schrey. »Gott!« rief sie, nun ist uns ja mit einem Mahle aus aller Noth geholfen. Das ist ja der Kalender vom vorigen Jahr, den ich vergebens so lange suchte. Ach ich glaubte, er sey während meiner Krankheit, als ich so besinnungslos da lag, durch fremde Hände, die in unserer Haushaltung nicht immer am besten wirtschafteten, als unnütz zerstört worden. Nun wird sich's finden, daß der Vater das Geld, das man von uns fordert, bezahlt habe. Wer hätte gedacht, daß der Kalender hinter dem Kasten stecke, den wir mit der Hütte übernahmen, und der, seit die Hütte steht, wohl niemahls von der Stelle kam.«

Sie zündete sogleich Licht an, und durchsah nun unter Freudenthränen den Kalender. Es war richtig eingetragen, was ihr seliger Mann zu Anfang des

Jahrs an drey hundert Gulden noch schuldig gewesen, und was er das Jahr hindurch daran abverdient und abbezahlt hatte. Am Ende standen noch die Zeilen von des alten Maierbauers eigener Hand geschrieben. »Auf Sanct Martins Tag hab ich mit Johann Blum abgerechnet, und ist er mir nun nichts weiter mehr schuldig als fünfzig Gulden, sage fünfzig Gulden.«

Die Mutter schlug vor Freude die Hände zusammen, umarmte ihr Kind und rief entzückt: »O Ferdinand, danke doch auch dem lieben Gott! denn jetzt dürfen wir nicht mehr ausziehen; jetzt dürfen wir in unserer Wohnung bleiben.«

»Nicht wahr?« sagte der Kleine; »daran bin ich Schuld. Wenn ich Dich nicht so gebethen hätte, den Kasten zu rücken, so hättest Du das Buch da nicht gefunden. Es hätte noch hundert Jahre da stecken können.«

Die Mutter schwieg betroffen still, und sagte dann: »O, mein Kind, das hat Gott gethan. Es kommt mich ein recht ehrerbietiger Schauer an, wenn ich darüber nachdenke. Sieh, als wir beyde so unter Thränen betheten, da kam das glänzende Vögelein herein, und zündete mir gleichsam mit dem Lichte dahin, wo diese Blätter verborgen waren. Ja wahrhaftig, Gott lenkt alle, auch die kleinsten Dinge. Gottes heilige Vorsehung waltet über uns. Nichts kommt von ungefähr. Ohne Gottes Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte. Merke Dir dieß Dein Leben lang, und vertraue stets auf ihn, besonders zur Zeit der Noth. Ihm ist es leicht, zu helfen und zu retten. Er braucht uns keinen leuchtenden Engel zu senden; er kann es durch ein besügeltes Würmchen.

Die Mutter konnte vor Freude nicht schlafen. Bald nach Anbruch des Tages machte sie sich auf den

Weg zum Richter. Der Richter ließ den Erben rufen. Er kam. Die Richtigkeit der Schrift wurde von ihm anerkannt, und er war sehr beschämt, daß er die Frau vor Gericht geschimpft, und als ehrlos abgesehen hatte. Der Richter sagte, daß er ihr für diese Schmach und für den großen Jammer, den er ihr verursacht habe, eine Entschädigung schuldig sey. Der Mann zeigte sich dazu bereit.

Als aber die arme Witwe nun die ganze Geschichte von ihrem nächtlichen Gebethe und von der Erscheinung des leuchtenden Käserchens erzählte, da sagte der Richter: »Da ist Gottes Finger; Er hat Euch sichtbar geholfen.«

Der junge Maierbauer aber stand sehr gerührt da, und sagte mit einer Thräne im Auge: »Ja, so ist's. Gott ist der Vater der Witwen und Waisen, aber auch ihr Rächer. Verzeiht mir, daß ich so hart gegen Euch war. Es geschah aus Irrthum. Zur Vergütung der Leiden, die ich Euch machte, schenke ich Euch die fünfzig Gulden, und wenn Ihr sonst in Noth gerathet, so kommt zu mir, und ich werde Euch allemahl helfen. Denn nun sehe ich es klar: Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht, und ihm vertrauen ist ein sichereres Capital, als der größte Reichthum. Und wenn ich in Noth komme, oder mein Weib eine Witwe, und meine Kinder Waisen werden sollten, so wolle er uns auch so helfen, wie Er Euch geholfen hat.«

»Vertraut eben so auf Ihn,« sagte der Richter, »und seyd so rechtschaffen, wie diese fromme Witwe, und die Hilfe wird zur Zeit der Noth, Euch auch nicht ausbleiben.«

---

## Die Wald-Capelle.

---

Conrad Ehrlieb war ein schöner blühender Jüngling, voll Gesundheit und Leben, hatte das Handwerk eines Kupferschmides wohl und richtig erlernt, und befand sich bereits drey Jahre in der Fremde. Unständig gekleidet, ein schweres Felleisen auf dem Rücken und einen knotigen Wanderstab in der Hand, schritt er einmahl an einem heißen Sommertage durch einen dicken Wald, und verlor den rechten Weg. Wohl zwey Stunden irrte er in dem Walde hin und her, und wußte zuletzt schlechterdings nicht mehr wo an und wo aus. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Da sah er endlich, von ihren goldenen Strahlen beleuchtet, die Thurmspitze einer kleinen Capelle aus den dunkeln Tannen hervor ragen. Er ging darauf zu, kam bald auf einen wohlbetretenen Fußweg, und gelangte zu dem Capellchen, das auf einer schönen grünen Anhöhe einsam im Walde stand.

Sein Vater hatte ihm die gute Lehre gegeben: »Gehe, wenn es je Zeit und Umstände erlauben, nie an einer offenen Kirche vorbey, denn sie ist ja zur Anbethung Deines Schöpfers erbaut, und der Thurm ist gleichsam ein ausgestreckter Finger, der zum Himmel zeigt. Wie solltest Du eine Gelegenheit, Dein Herz zum Himmel zu erheben, und Dich vor Deinem größten Wohlthäter niederzuwerfen, ungeküßt vorbey gehen lassen! Auch magst Du da leicht ein

Gemälde oder sonst ein Kunstwerk sehen, das Dich freut, und Dir das Herz erweitert, oder Du kannst vielleicht irgend einen Spruch lesen, der Dir Trost und Muth gewährt, und Dich im Guten stärkt.«

Conrad gedachte dieser Ermahnung seines Vaters, und ging in die offene Capelle hinein. Das dunkle Gewölbe, die grauen Wände, die schmalen Fenster mit kleinen runden Scheiben, und der alterthümliche Altar versetzten ihn einige Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Vorwelt. Die tiefe Stille, die an diesem Gott geweihten Orte herrschte, lud ihn zur Andacht ein. Er kniete in den letzten Stuhl nächst der Thüre, und betete eine Weile. Bevor er sein Felleisen wieder aufnahm, ging er noch vorwärts zu dem Altare, um das Altarblatt, das ihm ein ehrwürdiges Denkmal alter Kunst schien, näher zu betrachten. Da bemerkte er auf dem Bethstuhle, der vor dem Altare stand, ein kleines niedliches Gebethbüchlein, in rothen Saffian gebunden, und mit goldenem Schlitze geziert. Er öffnete das Büchlein und stand vor Erstaunen wie versteinert da. Denn vorne in dem Büchlein, auf dem ersten weißen Blatte, las er seinen Namen — von seiner eigenen Hand geschrieben. Allein es war ihm, als sehe er die Buchstaben nur im Traume und er glaubte kaum seinen Augen.

Er durchblätterte das Büchlein. Das liebevolle Titeltupfer — der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen segnet — einige Gebethe, und mehrere ihm gar wohl bekannte Reime in dem Büchlein, kamen seinem Gedächtnisse zu Hilfe. »Ja,« sagte er innig gerührt, »das Büchlein war einst mein; dieser Name ist von meiner Hand geschrieben. So schrieb ich, als ich noch zur Schule ging. Aber wie in aller Welt das Büchlein hierher kommt in diese einsame Capelle,

mitten in einem dicken Walde — das ist mir unbegreiflich.«

Tausend Erinnerungen aus seiner Kindheit wurden in ihm rege. Eine mächtige Sehnsucht nach den lieben Seinigen erwachte in seinem Herzen. Heiße Thränen flossen über seine Wangen. »O, Du lieber, guter Gott,« sagte er, und kniete auf den Bethstuhl hin, »was für gute Aeltern hast Du mir gegeben! Welche selige Tage hatten wir Kinder einst in unserm väterlichen Hause! O, wie glücklich war ich damals, als unsere liebevolle, freundliche Mutter, wenn sie an ihrem Nähtischchen saß, uns Kinder zu ganzen Stunden neben ihren Knien stehen hatte, und uns von Dir und Deinem lieben Sohne erzählte — als unser guter rechtschaffener Vater, der den ganzen Tag mit Amtsgeschäften zu thun hatte, am Abende heim kam, und uns mit allerley anmuthigen, oft sehr wunderbaren Geschichten erheiterte und belehrte, als ich und mein kleines Schwesterchen in dem schönen Garten am Hause mit einander spielten, oder allerley kleine Gartenarbeiten zur Freude der Aeltern verrichteten! Allein der traurige Krieg hat schon längst uns alle aus unserer geliebten Heimath vertrieben, und uns von einander getrennt! Ach, die gute Mutter ist schon lange im Elende gestorben; und ihre treue Hand, aus der ich dieses Büchlein erhielt, ist bereits im Grabe verwest. Von dem guten Vater habe ich schon seit vielen Jahren kein Wort mehr gehört, und der Jammer hat wohl auch ihn vor der Zeit in das Grab gebracht! Wo meine arme Schwester umher irre, ob sie noch lebe, und wie es ihr gehe, weiß ich nicht! Von allen meinen lieben Angehörigen getrennt, lebe ich nun allein in der Welt! Nur Du, großer, allwissender Gott, weißt es, ob mein Vater und meine Schwester noch leben! O, wenn auch nur Eines von ihnen

noch lebt, o so führe Du uns doch wieder zusammen! Erbarme Dich meiner, barmherziger Gott; erhöre jetzt das Gebeth, mit dem mein Vater damals zu Dir flehte, als ich ihn das letzte Mal sah; erfülle den Segen, den er mir im Glauben an Dich bey dem Abschiede gegeben hat!«

Auf diese und ähnliche Art bethete Conrad noch lang. Endlich stand er auf. »Das Büchlein,« sagte er, »getrau ich mir nicht mitzunehmen. Ich weiß nicht, ob ich es jetzt noch als mein Eigenthum betrachten darf. Indes hat sicher Jemand es hier liegen lassen, und kommt, bevor die Nacht einbricht, vielleicht wieder hieher, um es zu holen. Am besten wird es seyn, ich warte hier eine Zeit. Vielleicht erhielte ich dann über Manches nähere Auskunft.«

Er setzte sich gedankenvoll in eine Ecke der Capelle, und fing an, in dem Büchlein zu lesen. Allein er hatte kaum ein Paar Seiten gelesen, so trat ein sitzames, reinlich und nett gekleidetes Mädchen von etwa sechzehn Jahren ehrerbietig in die Capelle, näherte sich dem Altare, verneigte sich und sagte laut mit einem Seufzer: »Ach, Gott! nein, es ist nicht mehr da! Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, verloren haben.« Sie bethete noch einige Augenblicke voll Andacht vor dem Altare knieend, und wollte dann wieder gehen.

Jetzt trat Conrad mit dem Büchlein in der Hand hervor. Sie hatte ihn vorher nicht bemerkt. Er sagte mit bescheidenem Anstande: Sie hat wohl das Büchlein da liegen lassen, Jungfer?«

»Ja,« sagte sie fröhlich, indem sie es in seiner Hand erblickte. »Es steht vorne der Nahmen darinnen: Conrad Ehrlieb.«

»Es scheint Ihr an diesem Büchlein sehr viel gelegen?« sagte Conrad. »Dürfte ich wohl fragen, warum? Der Nahmen Conrad Ehrlieb ist mir gar

nicht fremd. Ich kann der Jungfer sichere Nachrichten von ihm geben.«

»Wenn Er das könnte,« sagte sie; »so würde Er mich unbeschreiblich glücklich machen. Dieser Conrad Ehrlieb geht mich sehr nahe an. Viele Reisende behaupten zwar, sie hätten ihn da oder dort gesehen. Allein die Nachrichten haben sich leider nie bestätigt.«

»Ich muß Ihm doch einiges von meiner Geschichte kurz erzählen,« sagte sie weiter; »vielleicht kann Er daraus abnehmen, ob Er diesen Ehrlieb kenne. Mein Vater war Beamter jenseits des Rheins. Der Krieg und die feindliche Besitznahme des Landes nöthigten ihn, unser geliebtes Vaterland zu verlassen. Sein Fürst, der selbst alles verloren hatte, war außer Stande, ihn weiter zu unterstützen. Die Lage des guten Vaters wurde sehr traurig. Die Mutter starb vor Jammer und Elend. Der Vater fühlte den Verlust doppelt, weil zwey Kinder, mein Bruder und ich, es ihm sehr schwer machten, umher zu reisen, und Dienste zu suchen. Ein Bürger des Städtchens, wo die Mutter starb, ein braver Kupferschmid, der keine Kinder hatte, erboth sich, den Bruder einstweilen anzunehmen. Ich reiste mit dem Vater weiter, weit, weit fort. Auf einmahl wurde der Vater auch krank, und starb nach wenigen Tagen unerwartet schnell. Ich war ein Kind von sechs Jahren; noch zu jung, diesen Verlust ganz zu fühlen. Eine mitleidige Bürgersfrau erbarmte sich meiner, und nahm mich in ihr Haus auf. Nun ist das aber schon bald zehn Jahre, daß der Vater starb, und seit der Zeit hörte ich nichts mehr von dem Bruder. Der Vater hatte noch in der Nacht seines Todes den Gastwirth, in dessen Haus er starb, dringend ersucht, seinen Tod und seine letzten Segenswünsche dem Bruder zu berichten, und den menschenfreundlichen Kupferschmid zu bitten, Vaterstelle an dem armen Waisen zu ver-

treten. Der gute todtschwache Vater hatte noch mit zitternder Hand den Nahmen der Stadt und des Bürgers, bey dem der Bruder damahls war, auf ein Blatt geschrieben. Unglücklicher Weise ging aber das Blatt verloren. Eine Magd, die nicht lesen konnte, hatte es bey dem Aufräumen in dem Zimmer des Verstorbenen in die Hände bekommen, und es als unnütz zerrissen und weggeworfen. Ach, viele tausend Mahle dachte ich schon an den Bruder! Wir erkundigten uns auch überall nach ihm; allein alle Erkundigungen waren vergebens. Das Büchlein da ist alles, was ich noch von ihm habe. Obwohl ich es nicht aus seiner Hand erhielt, so steht doch sein Nahmen, von seiner Hand geschrieben, darinnen, und es ist mir deßhalb ein höchst schätzbares Andenken. Ich fand es unten in dem kleinen Koffer, der unsere geringen Habseligkeiten enthielt. Als der Vater den Bruder zurückgelassen, und ihm seine Kleidungsstücke ausgepackt hatte, ward das Büchlein übersehen; so blieb es in meinen Händen.»

Jetzt rief Conrad, dem schon lange die Thränen in den Augen standen, mit innigst bewegtem Herzen und bebender Stimme: »O, Gott, wie wunderbar bist Du! Nicht wahr, liebes Kind, Du heißt Louise!«

»Ja,« sagte sie erstaunt, und ihn mit großen Augen anblickend, »Louise Ehrlieb, das ist mein Nahmen.«

»O so sey mir denn tausend und tausend Mahl willkommen, geliebteste Schwester!« rief er. »Sieh, diese Zeilen hab' ich geschrieben; das ist mein Nahmen. Ich bin wahrhaftig Dein Bruder, Conrad Ehrlieb.«

Die Schwester war über dieses unerwartete Wiedersehen fast außer sich. Der Bruder war nicht weniger erschüttert. Beyde standen eine Weile sprachlos. Endlich brachen sie beyde in Freudenthränen aus,

und grüßten einander vor dem Altare mit frommer Nührung auf das Herzlichste.

Nachdem sie sich von der ersten Freude des Wiedersehens erholt hatten, und etwas gefasster waren, sprach der Bruder: »O, Du gute liebe Schwester, ich erinnere mich noch gar wohl, wie ich von Dir Abschied nahm. Eine fremde Herrschaft, die, wie unser Vater, sich auch auf der Flucht befand, und auch ein Paar Kinder bey sich hatte, erboth sich, Dich bis zur nächsten Stadt mitzunehmen, und unser Vater wollte, weil für ihn im Wagen kein Platz mehr war, zu Fuß nachreisen. Ich weiß noch wohl, wie Du Dich freutest, daß Du in einer Kutsche fahren durftest, und wie ich weinte, als Dich der Vater in die Kutsche hob. Damahls warst Du noch sehr klein, und ich habe Dich mir noch immer als ein Kind gedacht. Du bist indeß sehr groß geworden, und siehst sehr gesund und blühend aus. Ich hätte Dich nicht mehr gekannt, liebe Schwester! O, Gottlob! daß ich Dich wieder habe.«

»Ach,« fuhr er fort, »mir ist das Herz so voll zum zerspringen von Freude, daß ich Dich wieder gefunden habe, liebe Schwester, und von Leid, daß es nun gewiß ist, was ich immer vermuthete, daß unser guter Vater nicht mehr lebe! O, Du glaubst nicht, wie viele schwere Stunden ich hatte, daß ich und der redliche Kupferschmid, der mich so gütig aufnahm, keinen Buchstaben von dem Vater zu sehen bekommen. Der geschickte Meister lehrte mich indeß sein Handwerk. Ich mußte es aber oft anhören, wie die Leute ihm Vorwürfe machten, daß er so thöricht gewesen, mich anzunehmen. Mein Vater habe ihn betrogen, sagten sie, habe sein Wort, mich wieder abzuholen, und vielleicht die Kosten noch zu vergüten, nicht gehalten; habe meiner nur los werden

wollen, und so sein eigenes Kind bösslich verlassen. Du kannst denken, wie diese Reden mich schmerzten, obwohl ich sie nicht glaubte. Denn wie hätte ich sie glauben können! O, Du weißt ja, wie fromm und gut unser lieber Vater war!«

»Ja, das war er!« sagte Louise. »Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie er in der Nacht, in der er starb, mich wecken, und an sein Sterbebette bringen ließ, und wie er da mich, und auch Dich, liebster Bruder! noch gesegnet hat. Er sah dabey so fromm und andächtig aus, als wäre er schon verklärt. Das Bild des guten, sterbenden Vaters wird nie aus meiner Seele kommen!«

»Ach,« sagte Conrad, »als ich vorhin in diese Capelle trat, dachte ich unsers guten Vaters besonders lebhaft. Es war mir, als sähe ich seine ehrwürdige Gestalt mit den Augen, gerade so, wie er das letzte Mahl mit wehmüthigem blassen Angesichte vor mir stand, und Abschied von mir nahm. Ja, es war mir, als sey es erst gestern geschehen, obwohl seit dem schon viele Jahre vergangen sind. Es war Morgens nach jenem Tage, an dem Du in der Kutsche fortgefahren warst. Der Vater machte sich an diesem Morgen sehr frühe auf den Weg. Ich begleitete ihn bis zu dem nächsten Dorf. Die Thüre der Kirche stand offen. Er ermahnte mich bey dieser Gelegenheit, ich sollte nie an einer offenen Kirchenthüre vorbehey gehen. Er ging mit mir hinein. Es war so frühe noch kein Mensch in der Kirche. Der Vater knieete mit mir am Altare nieder, und bethete unter Thränen, und ich weinte und bethete auch. Nun stand er auf, und sagte: »Ich habe Dich, lieber Conrad, und die gute Louise jetzt Gott recht anempfohlen, und Euch ihm ganz übergeben.« Er ermahnte mich hierauf, Gott im-

Schmid's Jugendsch. 11. Bd. 3 H. Erzähl. 5

mer vor Augen und in dem Herzen zu haben, die göttliche Lehre Jesu stets getreulich zu befolgen, und nie etwas Böses zu thun. »Ich lebe wohl nicht mehr lange,« sagte er unter andern, »und Du stehst mich jetzt vielleicht das letzte Mahl. Wenn Du aber einmahl im Stande seyn wirst, so nimm Dich Deiner guten Schwester brüderlich an.« Ich mußte vor dem Altare die Hand darauf geben, daß ich alles thun wolle, was er mir gesagt hatte. Er hieß mich dann niederknien, blickte voll Andacht zum Himmel, und segnete mich. Hierauf hob er mich auf, küßte mich, gab mir noch einiges Geld, und konnte vor Weinen kaum mehr die Worte hervor bringen: »Gott sey mit Dir!« Als wir aus der Kirche heraus kamen, sah er mich mit seinen rothgeweinten Augen noch einmahl unaussprechlich wehmüthig und liebeich an, sagte schluchzend: »Lebe so, daß wir im Himmel wieder zusammen kommen!« und wandte sich schnell um, und eilte um die Ecke der Kirche, und von diesem Augenblicke an sah ich ihn nicht mehr! Hier in dieser einsamen Capelle ging mir nun jener traurige Abschied auf's neue zu Herzen. Das inbrünstige Gebeth des guten Vaters in jener Dorfkirche kam mir zu Sinn. Es war mir, als sähe ich ihn noch am Altare knien. Ich bethete unter Thränen, Gott wolle sich meiner erbarmen, und nach so vielen Jahren banger Sehnsucht mich doch endlich einmahl etwas von dem guten Vater und von Dir erfahren lassen. O, wie gestrost bin ich, daß der selige Vater meiner nicht vergessen, daß er meiner noch im Tode so liebeich gedacht, und mich gesegnet hat!«

»Ach, der gute, gute Vater,« sagte die Schwester, die fast in Thränen zerfloß. »O, er ist nun im Himmel, und sein Segen ruht sichtbar auf uns, seinen Kindern! Ja, liebster Bruder, das ist doch

recht wunderbar! Sieh, vor dem Altare jener Kirche nahm der Vater Abschied von Dir, und hier vor dem Altare dieser Capelle finden wir, seine zwey Kinder, uns jetzt wieder. Das ist von Gott! Gott hat das Gebeth des Vaters in jener Kirche, und Dein Gebeth in dieser Capelle erhört! O, Gottlob, daß Du den Ermahnungen des seligen Vaters getreu bliebst, und Gott vor Augen hattest! Gottlob, daß Du an dieser Capelle nicht vorbeyst gingst, sonst hätten wir uns wohl auf dieser Welt nie mehr gefunden. O, komm, wir wollen sogleich jetzt hier am Altare niederknien, und Gott danken, daß er uns so glücklich wieder zusammen führte!«

Beide Geschwister knieten vor dem Altare nieder, und dankten Gott von ganzem Herzen und unter heißen Thränen für seine gütige Schickung.

Hierauf sprach der Bruder zur Schwester: »Aber nun sag' mir doch, liebste Schwester, wie um des Himmels willen Du hierher gekommen bist, und wie Du Dich so tief in den Wald hinein wagen konntest?«

»Wir sind nicht so tief im Walde, als Du denkst,« sagte Louise. »Der Wald ist hier schon beynah zu Ende, und beständig gehen da Leute hin und her. Die Capelle ist mir schon lange mein liebstes Plätzchen. Im Frühlinge und im Sommer gehe ich, wenn das Wetter schön ist, an den Sonntagen Nachmittags oder auch an andern Tagen, an denen ich früher Feyerabend bekomme, fast immer hierher. Der Weg hierher ist ein ungemein schöner, schattiger Spaziergang. Eine gute Freundinn von mir, gar eine verständige und sittsame Bürgerstochter, begleitet mich fast alle Mal. Heute hatte sie aber nicht Zeit. Das kleine Büchlein da, das mir mein liebstes Gebethbüchlein ist, nehme ich fast immer mit, obwohl

ich's beynahе ganz auswendig kann. Tausend Mal dachte ich in diesem Kirchlein hier an Dich, lieber Bruder, und flehte zu Gott, er wolle Dich mir wieder schenken. Und auch dieses mein Gebeth war nicht vergebens. Durch den kleinen Zufall, daß ich mein liebes Büchlein hier liegen ließ, führte mir ja Gott den geliebten Bruder zu. Der Verlust des Büchleins schien mir kein kleines Unglück, und ist nun mein größtes Glück!»

»Eben so,« sprach der Bruder, »ging es mir mit meiner Verirrung im Walde. Ich war sehr bekümmert, daß ich den Weg verlor, und wie groß ist nun meine Freude, daß ich Dich fand. So geht es aber immer; durch Leiden führt Gott zur Freude. Allein, wo hältst Du Dich jetzt auf, liebste Schwester?»

»Eine Viertelstunde von hier,« sagte Louise, »dort über dem kleinen Hügel liegt Schönborn, ein ansehnlicher Marktsteden. Hier wohnt die edle Bürgerfrau, die mich auf- und annahm. Sie ist Witwe, und hat sonst keine Kinder. Ihr Mann war ein sehr vermöglicher Kaufmann. Sie liebt mich ungemein, und hält mich nicht anders, als ihr eigenes Kind. Aber, o Komm, laß uns jetzt gleich zu ihr, Komm, nimm Hut und Stock, ich will Dir Dein Felleisen tragen; denn Du bist wohl sehr müde! Komm, meine Pflegemutter wird eine große Freude haben, Dich kennen zu lernen.«

Sie machten sich Beyde auf den Weg. Der Bruder gab es aber nicht zu, daß ihm die Schwester das schwere Felleisen trug. Unter mancherley vertraulichen Gesprächen gingen sie über den Hügel. Als sie in dem reinlichen, wohlgebauten und wohleingerichteten Hause angekommen waren, wollte die Frau es nicht sogleich glauben, daß der fremde Jüngling Loui-

sen's Bruder sey. Es kamen mehrere Neugierige herbey. Der Eine sagte: »Freylieh ist er Louisens Bruder; er sieht ihr ja gleich.« Der Andere schüttelte den Kopf und sagte: »Frau, schau, wem!« Allein Conrad öffnete seine Briefftasche, legte seinen Lehrbrief, sein Wanderbuch und ein Zeugniß seines Ortspfarrers vor, und nun zweifelte Niemand mehr. Und als die Frau erst vernahm, wie die Kinder sich fanden, weinte sie die hellen Thränen.

»Mein Haus habe ich immer Louisen zugebacht,« sagte sie; »es soll ihr auch bleiben, wenn sie gut und brav bleibt, wie bisher, und mir nicht ausartet, und nicht den leichtfertigen Mädchen gleich wird, die, frech in Kleidung und Geberde, nichts wissen, als sich zu pußen, und schlechten Vergnügungen nachzulaufen. Dir aber, guter Conrad, soll deßhalb doch auch geholfen werden. Gott hat mich mit zeitlichen Gütern gesegnet, und ich kann sie nicht besser verwenden, als Menschen damit glücklich zu machen. Ein Kupferschmid fehlt hier gerade. Der Alte ist seit einem halben Jahre todt, und sein Haus ist feil. Das kauf' ich für Dich, wenn Du anders im Stande bist, Dein Meisterstück zu machen, daß es eine Art hat.«

Die Frau hatte dieses in der Freude ihres Herzens gesagt. Einige ihrer Verwandten, lauter reiche Leute, die aber hungriger nach Geld thaten, als der Bettler nach einer Armensuppe, wollten es ihr ausreden. Allein sie war edel und standhaft genug, ihr Wort zu halten. Conrad wurde einer der angesehensten Bürger und der würdigsten Familienväter des Orts. Auch Louise ward sehr glücklich verheirathet.

Conrad hatte auch seines guten Lehrmeisters nicht vergessen. Nicht nur schrieb er ihm von Zeit zu Zeit Briefe, in denen das dankbarste Herz wahrzunehmen war. Er bezeugte seinen Dank auch durch die That.

Als der brave Meister anfing zu altern, wenig mehr arbeiten konnte, seine Ehefrau durch den Tod verloren hatte, und durch die Kriegsvorfälle in seinen Vermögensumständen sehr zurück gekommen war, nahm Conrad ihn zu sich. Ja, er reiste selbst zu ihm, ihn abzuholen, und behandelte ihn beständig mit einer Ehrerbiethigkeit, Liebe und Dankbarkeit, als wäre der gute, alte Mann sein leiblicher Vater. Eben so kindlich dankbar betrug Louise sich gegen ihre Pflegmutter. Die Beyden alten Leute sagten gar oft: »Gott hat uns zwar nicht mit eigenen Kindern gesegnet, aber diese angenommenen machen uns so viele Freude, daß wir auch an eigenen Kindern nicht mehr Trost und Freude hätten erleben können.

Die alte Capelle im Walde ließen beyde Geschwister gemeinschaftlich erneuern, und Conrad pflanzte auf den schönen Hügel, auf dem sie stand, vier Linden. Auch das alte Gemälde, das nur von Alter unscheinbar geworden war, und das ein geschickter Mahler ausnehmend lobte, ward gereinigt und aufgefrischt, und nahm sich nun ungemein schön aus. Wer in die Capelle hinein trat, ward entzückt. Sie war schön hell und weiß, und gar freundlich blickte der blaue Himmel und die grünen Lindenzweige durch die spiegelklaren Fenster herein. Der einzige Altar glänzte wie weißer Marmor, und war einfach mit Gold verziert. Die schönste Zierde aber war das Gemälde. Die ungemeine Lieblichkeit der Farben, und die Anmuth der Gestalten rührte Jedermann. Es stellte die heilige Familie vor. Die heilige Jungfrau saß, mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Schoße, am Eingange ihrer Hütte, deren Wände mit Reblaub bewachsen waren. Der fromme Pflegevater both dem Kinde ein zierliches Körbchen mit Trauben dar. Beyde Aeltern blickten voll Zärtlichkeit auf das Kind, und

das Kind erhob andächtig die zusammen gelegten Händchen, und blickte mit unaussprechlicher Andacht zum Himmel. Auf einer Seite war etwas von einem Tischchen mit weiblichen Arbeiten; auf der andern Seite einiges Zimmermannsgeräth zu sehen, und unter dem Gemälde stand mit großen goldenen Buchstaben der Reim geschrieben:

Bey Eintracht, Fleiß und Frömmigkeit  
Wohnt himmlische Zufriedenheit.

---



